

FORUM CLASSICUM

2024

ZEITSCHRIFT FÜR DIE FÄCHER LATEIN UND
GRIECHISCH AN SCHULEN UND UNIVERSITÄTEN

K. Mertes

N. Bossong

K. Lembke

P. Kuhlmann

J. Kirfel

F. Maier

Dankesrede des Preisträgers

Laudatio auf den Preisträger Pater Klaus Mertes SJ

Archäologische Denkmäler im Kontext
der postkolonialen Debatte

Die Kolonialgeschichte Amerikas
in lateinischen Quellen

Martials Epigramm 10,47: *Prudens simplicitas*
als Maxime für ein glücklicheres Leben

Kultur-Tradition gegen KI-Produktion



Gut vorbereitet ins Latein-Abitur

Markus Janka
Michael Stierstorfer
Abiturwissen Latein

Reclam
Kompaktwissen **XL**

Abiturvorbereitung kompakt!

Sieben Module vermitteln die wesentlichen Fachinhalte und Basiskompetenzen:

- Übersetzen und Textinterpretation
- Autoren und Werke
- stilistische und rhetorische Mittel
- Verslehre und Skandieren
- grammatische Besonderheiten

Mit Beispieltexten samt Musterübersetzung und -interpretation zur praktischen Übung und Selbstkontrolle.

342 S. · 9 Abb. · € 9,80

Laden Sie sich jetzt
ein kostenfreies
Probekapitel herunter:



Übersetzen leicht gemacht!

Im Lateinunterricht verzweifeln viele regelmäßig an Übersetzungstexten. Dabei ist Übersetzen mit einem systematischen Herangehen und ein paar Grundkenntnissen gar nicht so schwer! Dieser Band stellt verschiedene Übersetzungsmethoden anhand von Beispielen vor. Mit Übungsaufgaben samt Musterlösungen sowie Wiederholung der wichtigsten grammatischen Phänomene.

150 S. · € 8,00

Lateinische Texte
übersetzen

Reclam premium
Sprachtraining

Editorial

Sicherlich haben alle von Ihnen, die teilgenommen haben, den Wuppertaler DAV-Bundeskongress im April noch in wärmster Erinnerung. Hier haben sich Fachvertreterinnen und Fachvertreter aus dem gesamten Bundesgebiet und darüber hinaus sowie von den verschiedensten Qualifikationsstufen zusammengefunden, um wichtige philologische und didaktische Impulse zu geben oder zu erhalten.

Zum großen Erfolg der Konferenz trug sicherlich ganz wesentlich ihr Thema bei, dessen Relevanz nicht hoch genug eingeschätzt werden kann: „Bildung, Entwicklung, Nachhaltigkeit - Latein und Griechisch.“ An zahlreichen Punkten ist dabei deutlich geworden, wie gut sich die Antike als das „nächste Fremde“ (Uvo Hölscher) und die Mischung von Identität und Alterität, die wir gegenüber dem Altertum feststellen können, dazu eignen, gesellschaftlich

relevante Themen aus einer nahen und zugleich distanzierten Perspektive zu betrachten. Allen ist das jeweils in den Texten behandelte Thema aus der eigenen Lebenswelt bekannt, niemand ist aufgrund der historischen Entfernung jedoch direkt involviert.

Besonders im Gedächtnis hängen geblieben ist vielen Teilnehmenden des Bundeskongresses sicherlich die von geistreichem Humor geprägte und auf persönlichen Erfahrungen beruhende Rede des diesjährigen Humanismuspreisträgers Pater Klaus Mertes SJ.

Mehrfach wurde in den Diskussionen der darauffolgenden Tage die von Mertes angesprochene Vorstellung vom ‚transfunktionalen Paradox‘ aufgegriffen: Das transfunktionale Paradox bezeichnet die besonders im pädagogisch-didaktischen Bereich zu machende Beobachtung, dass man häufig gerade die Ziele

Klaus Mertes	Dankesrede des Preisträgers	105
Nora Bossong	Laudatio auf den Preisträger Pater Klaus Mertes SJ	109
Katja Lembke	Herkunft verpflichtet. Archäologische Denkmäler im Kontext der postkolonialen Debatte und Lehramtsausbildung	116
Peter Kuhlmann	Die Kolonialgeschichte Amerikas in lateinischen Quellen	126
Johannes Kirfel	Martials Epigramm 10,47: <i>Prudens simplicitas</i> als Maxime für ein glücklicheres Leben	136
Friedrich Maier	Kultur-Tradition gegen KI-Produktion Ein Bildungsauftrag auch an die Klassischen Sprachen	154
	Personalialia	157
	Varia	160
	Zeitschriftenschau	161
	Besprechungen	172
	Impressum	204

nicht erreicht, die man erklärtermaßen verfolgt. Erfolge stellen sich eher da ein, wo sie nicht explizit erstrebt werden. Auf vielfache Bitten hin findet sich diese Rede in dem vorliegenden Heft abgedruckt, gefolgt von der Laudatio auf den Preisträger aus der Feder der Schriftstellerin Nora Bossong.

Kolonialismus und Postkolonialismus gehören zu den derzeit mit großer Emotionalität diskutierten Themen. Die völlig verschieden gelagerten Beiträge der Archäologin Katja Lembke und des Altphilologen Peter Kuhlmann weisen Wege zu einem nüchternen Umgang mit diesem aufgeheizten Thema.

Zwei Abhandlungen sind unabhängig von der diesjährigen Verbandstagung entstanden: Johannes Kirfel zeigt Zugänge zum glücklichen Leben in Martials Epigramm 10,47 auf. Friedrich Maier macht sich Gedanken darüber, was in einer Zukunft mit Künstlicher Intelligenz auf keinen Fall verlorengehen sollte.

Ein Datum zum Vormerken ist der 16.08.2024. An diesem Tag feiert Stefan Kipf, Professor für Didaktik der Alten Sprachen

am Institut für Klassische Philologie an der Humboldt-Universität zu Berlin, seinen 60. Geburtstag. Das Forum Classicum möchte hierzu seinen herzlichen Glückwunsch zum Ausdruck bringen. Eine Gratulationsadresse hat der frühere Schriftleiter dieses Organs und langjährige Weggefährte des Gefeierten verfasst, Prof. Andreas Fritsch.

Als neues Mitglied im erweiterten Kreis der Redaktion für den Bereich der Fachdidaktik heiße ich Jochen Sauer von der Universität Bielefeld herzlich willkommen.

Es gibt allerdings auch eine traurige Nachricht zu vermelden: In Jena ist PD Dr. Roderich Kirchner, ehemaliger Vorsitzender des DAV-Landesverbandes Thüringen, viel zu jung verstorben. Ihm gebührt ehrendes Gedenken. In diesem Heft finden Sie eine Rezension zu seinem letzten Buch, der Habilitationsschrift über „Protreptik und Rhetorik“, verfasst von Dietmar Schmitz.

Eine angenehme Lektüre mit großem Erkenntnisgewinn wünscht

Ihr JOCHEN SCHULTHEIß

Lateinische Urkunden zur Verleihung des Humanismuspreises des Deutschen Altphilologenverbandes

(Abdruck in: Forum Classicum) an

1. Richard von Weizsäcker (FC 41, 1998, S. 91; auch in: Auxilia 44, 1999, S. 91);
2. Roman Herzog (FC 43, 2000, S. 55);
3. Alfred Grosser (FC 45, 2002, S. 95);
4. Władisław Bartoszewski (FC 47, 2004, S. 102);
5. Jutta Limbach (FC 49, 2006, S. 97);
6. Leoluca Orlando (FC 51, 2008, S. 86);
7. Monika Maron (FC 53, 2010, S. 109);
8. Sebastian Krumbiegel (FC 55, 2012, S. 101);
9. Michael Köhlmeier (FC 57, 2014, S. 115);
10. Andrea Riccardi (FC 59, 2016, S. 158 f.);
11. Rita Süßmuth (FC 61, 2018, S. 77);
12. Karlheinz Töchterle (FC 65, 2022, S. 99);
13. Klaus Mertens S.J. (2024)

His Litteris
Praemium Humanitatis

adiudicamus

Domino reverendissimo atque humanissimo

P. Klaus Mertes S.J.,

qui ab anno millesimo nongentesimo nonagesimo
non tantum linguam Latinam,
sed etiam religionem docuit
primum in gymnasio Hamburgensi,
deinde in gymnasio Berolinensi,
cui nomen est Canisius Kolleg,
tum in illo gymnasio et oecotropheo,
quod situm est in ea civitate,
quae nomen Sancti Blasii habet.

Fuit etiam rector spiritualis harum scholarum.

Anno autem bismillesimo decimo
nomen Patris Mertes etiam extra muros scholasticos
in publicum venire coepit, postquam ille audivit
aliquot annis ante

nonnullos discipulos Canisianos a quibusdam magistris
impudicissime ac crudelissime vexatos esse.

Hanc rem primum nemo potuit credere,
sed pater Mertes ausus est hoc crimen diligentius inquirere
aliosque testes sententiam rogare.

Cum comperisset illud crimen non esse falsum,
non iam cunctatus est rem in lucem publicam edere.

Cum autem res singulae in actis diurnis,
in nuntiis radiophonicis et televisificis notae fierent,
paulatim mille casus similes noti fiebant
non solum in scholis ecclesiasticis, sed etiam in aliis partibus societatis,
nec tantum in Germania, sed etiam in aliis terris.

Sic humanitate et fortitudine *unius* educatoris, philologi, sacerdotis
facinora multorum aliorum sacerdotum, paedagogorum, artificum
brevis detecta sunt.

Pater Mertes igitur prudenter et fortiter agendo
multos multasque iuvenes et alios homines confortavit,
ut facinora similia, etsi ante multos annos commissa, deferrent.

Ita quod adhuc erat opertum et occultum in tenebris,
nunc revelari potest in lumine.

Sic Pater Mertes id adeptus est, quod nos, qui litteras Graecas et Latinas docemus,
hoc praemio laudare et honorare volumus:

Studium litterarum cum salute publica fovenda coniunxit.

Viperovalle, mense Aprili Anno Domini bismillesimo vicesimo quarto



Associationis philologorum Germanicae praeses
Dr. Katja Sommer

Dankesrede des Preisträgers



Mein Lateinlehrer am Aloisius-Kolleg in Bonn Bad-Godesberg war ein strenger Mann. Sein präziser Umgang mit Grammatik und Vokabelbedeutung war bei uns Schülern gefürchtet. Als wir in der Mittelstufe den ersten poetischen Text lesen sollten – Ovids *Metamorphosen* –, gab er uns das Proömium als Hausaufgabe zur Übersetzung auf: *In nova fert animus mutatas dicere formas / corpora*. In der nächsten Stunde setzte er sich vor uns hin und skandierte diesen erschreckend unverständlichen Text mit näselnder Stimme, eine Stimme, die auch noch von einem leichten rheinischen Singsang geprägt war. Wir duckten uns, als er aufblickte. Jeder fürchtete sich, zum Übersetzen aufgerufen zu werden. Doch zu unserem Erstaunen nahm

er niemanden zur Übersetzung dran, sondern blickte schweigend in die Ferne; wir sahen eine Träne in seinen Augen schimmern. Schließlich seufzte er und sagte: „Jungs, ist das nicht wunderbar?“ Rückblickend war das der Moment, an dem ich begriff: Latein ist nicht nur eine fremde Sprache, die man entschlüsseln muss wie eine komplizierte Rätselaufgabe. Nein, Latein kann schön sein, und das bedeutet auch: Sprache kann schön sein. Seitdem überzeugt mich die Schönheit der lateinischen Sprache. Und seitdem bin ich überhaupt ein Anhänger der Schönheit von Sprache. Das hat auch eine Schattenseite. Ich ertrage zum Beispiel schlechte Predigten nicht. Ich mag auch keinen Jargon. Aber das ist ein anderes Kapitel.

1. Grammatik

Latein verbindet Schönheit mit der Strenge der grammatikalischen Form, und das bedeutet auch: mit der Strenge des Gedankens. Mein Lateinunterricht hat mich mehr noch als mein Griechisch-Unterricht dazu erzogen, genau hinzuschauen, was gemeint ist, und was sich auf was bezieht. Sinn für die grammatikalische Form befähigt auch zur Kritik. Walter Jens erzählt dazu eine Geschichte aus seiner Schülerzeit. Zwar geht es da um seinen Deutschlehrer, aber wenn man als Lateinschüler von Kindesbeinen daran gewöhnt ist, die möglichen Bezüge von Relativpronomina zu bedenken, versteht man sofort, worum es geht. Jedenfalls: Walter Jens erinnert sich an den Umgang seines Deutschlehrers zu Nazi-Zeiten mit dem Horst-Wessel-Lied. Er schreibt: „Ich werde den Tag nie vergessen, an dem unser Klassenlehrer den Satz *Kameraden, die Rotfront und Reaktion erschossen, marschier'n im Geiste in unseren Reihen mit* grammatikalisch erledigte, indem er die Frage stellte, wer hier eigentlich wen erschossen habe, Rotfront die Kameraden oder, was eher anzunehmen, freilich ganz und gar nicht gemeint sei, die Kameraden Rotfront ... *Er* (der Lehrer – KM) verstünde den Artikel *die* als Nominativ (*qui*), Horst Wessel hingegen als Akkusativ (*quos*). Da möchten doch bitte sehr wir selbst entscheiden, wer hier im Recht sei! Gestorben, ein für allemal, die Hymne, das Machwerk erledigt mit der aufklärerisch gehandhabten Grammatik.“¹

So ist es. Grammatik erschließt Potentiale der Kritik. Das ist ein Nutzen guten Sprachunterrichts. Und da sind wir nicht mehr weit von der Einsicht der Humanisten. Guter Sprachunterricht bildet ethisch. Guter Stil ist die innere Stütze guter Moral, so jedenfalls Erasmus von Rotterdam. Philipp Melanchthon verband

diesen Gedanken mit dem Stichwort der *studia humanitatis* von Cicero: „Was glaubt ihr, war die Absicht bei den alten Lateinern, dass sie die Redekünste (Poesie, Rhetorik) *humanitas* genannt haben? Ihr Urteil war offenbar, dass durch das Studium dieser Disziplin nicht nur die Zunge geschliffen, sondern auch die Rohheit der Gemüter gebremst wird.“² Die Jesuiten polemisierten gerne gegen Erasmus, dieser hätte das Ei gelegt, das Luther ausgebrütet habe. Zugleich schlossen sie sich doch mit Überzeugung der humanistischen Bildungsbewegung an, gerade wegen des Zusammenhangs von rhetorisch-stilistischer und ethischer Erziehung. Und das ist bis heute so, unter inzwischen weit entspannteren Bedingungen, was die ökumenische Lage betrifft.

Die *studia humanitatis* beanspruchen, einen Effekt auf die ethische Bildung zu haben. So weit, so gut. Aber der Hinweis kann auch in die Irre führen, wenn man nicht ergänzt: Unter der Bedingung, dass der Effekt nicht direkt angezielt wird. Ich erhielt vor einigen Jahren in meiner Eigenschaft als Kollegsrektor einen Brief von einem ehemaligen Schüler, der am Kolleg zu einem Zeitpunkt Abitur gemacht hatte, als ich noch in den Windeln lag. Er hatte eine große Karriere als Unternehmer hinter sich und lag nun mit der Diagnose Krebs im Krankenhaus. Rückblickend auf sein Leben fragte er sich, was ihm in seiner Schulzeit für seine Karriere als Unternehmer am meisten geholfen habe. Antwort: Orchesterspielen. Es folgte ein Loblied auf die erzieherischen Effekte des Orchesterspiels. Hätte er seinerzeit wegen dieser Effekte Orchester gespielt, wäre es vermutlich gar nicht zu diesen Effekten gekommen. Ich nenne dieses Phänomen das „transfunktionale Paradox“: Es gibt Tätigkeiten, die nur dann Nutzen bringen, wenn man sich nicht um des Nutzens willen mit

ihnen befasst. Das gilt eben auch besonders für die *studia humanitatis*. Mir leuchtet in diesem Zusammenhang ein, dass „Schule“ von σχολή kommt, *otium* im Unterschied zu *negotium*. Cicero verstand unter *otium cum dignitate* konkret wissenschaftliche und philosophische Betätigung, und zwar nicht, um fit zu werden für bestimmte Zwecke. Mir scheint das bis heute ein einleuchtender Grundsatz für jegliche Bildungskonzeption zu sein, die über messbaren Nutzen hinausdenkt.

2. Theologie

Zurück zur Grammatik, genauer: Zur *consecutio temporum*. Auch da war mein Lehrer sehr genau, wenn nicht sogar pingelig. Ich erinnere mich an mein erstes Staunen über das Futur II. Was für eine erstaunliche Leistung des menschlichen Bewusstseins, dieses Futur II! Es gibt Zukünftiges, das ich schon jetzt als vergangen denken kann. Das brachte mich früh dazu, mich selbst als vergangen zu denken, also tot. Wie wird es sein, gewesen zu sein? Gewesen sein kann man im Bewusstsein der Nachkommen. Die werden auch eines Tages gewesen sein. Was aber ist der ontologische Status des Gewesenseins, wenn gar keine Gegenwart mehr sein wird? Ist es nicht unvermeidlich, einen Ort zu denken, wo alles, was ist, für immer aufgehoben ist? Oder müssen wir den absurden Gedanken hinnehmen, dass einmal alles nicht mehr gewesen sein wird, was jetzt ist, woraus ja folgen würde, dass auch jetzt nichts wirklich ist? Natürlich hätte ich als kleiner Junge diesen Gedanken niemals so formuliert. Es war ein Gefühl. Aber mit der *consecutio temporum* hauchte mich, so sehe ich es rückblickend, bereits die Frage nach dem ewigen Leben an. Bei Nietzsche fand ich später eine Bestätigung. Er schreibt in seiner Götzendämmerung: „Ich fürchte, wir werden

Gott nicht los, wenn wir noch an die Grammatik glauben.“³ Ja, ich glaube an die Grammatik. Das Verhältnis Nietzsches zur Grammatik ist mir dagegen ein Rätsel.

Noch ein Punkt: Das Christentum ist keine Buch-Religion. Es geht um Inkarnation, nicht um Illibation des Wortes Gottes. Trotzdem ist der Umgang mit den biblischen Texten zentral für die theologische Arbeit. Als die Humanisten anfangen, die lateinische Übersetzung der biblischen Texte kritisch zu überprüfen, war das ein Emanzipationsakt. Der kann auch angstbesetzt sein. „Ignatius ging so weit zu sagen, dass man die Sprachen studieren solle, um die Vulgata in jedem einzelnen Punkt zu verteidigen ... Lainez und Salmeron, die bei den Debatten von Trient dabei waren ... versuchten eilends, Ignatius' offensichtliche und eindeutige Position anders zu verstehen: Sie interpretierten sie so, als habe er *alles, was mit Vernunft und Ehrlichkeit verteidigt werden kann*, gemeint.“⁴

Wer die Alten Sprachen kennt, ist nicht abhängig von den Übersetzungen. Das ist bis heute so, und das eröffnet Perspektiven. Ich nehme als Beispiel Paulus und die Frage nach dem Genitiv. Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff bescheinigte Paulus eine „erquickende Formlosigkeit, die doch den Gedanken und Empfindungen ganz adäquat ist“, und er ergänzte: „Dieses Griechisch hat mit gar keiner Schule, gar keinem Vorbild etwas zu tun, sondern strömt unbeholfen in überstürztem Gesprudel direkt aus dem Herzen.“⁵ Was meinte Paulus etwa mit πίστις Χριστοῦ / *fides Christi*? Genitivus Subjektivus oder Genitivus Objektivus? Bei der πίστις Ἀβραάμ ist es klar: Der Glaube Abrahams. Bei der πίστις Θεοῦ (Röm 3,2) auch: Die Treue Gottes. Warum dann immer im Deutschen Glaube *an* Christus, und nicht Glaube Christi? Und warum soll der

Glaube *an* Christus nur denjenigen Rechtfertigung schenken, „die glauben – πάντας τοὺς πιστεύοντας“? Das wäre doch eine sinnlose Doppelung. Und was ist ein paar Zeilen später diese πίστις ἐν αἵματι, gewöhnlich übersetzt mit „(Sühne) im Blut, wirksam durch Glauben“, was aber im Text so gar nicht steht. Könnte πίστις ἐν αἵματι nicht einfach das meinen, was das Lukasevangelium dem Gekreuzigten als letztes Wort in den Mund legt: „Vater, in deine Hände lege ich meinen Geist“, also der Glaube Christi als Vertrauensakt mitten in seinem Blut, also mitten in seiner Todesstunde? Verhielte es sich so, dann hätte sich der ganze Streit um die Rechtfertigung *sola fide* erledigt.

3. Schluss

Die Frage nach der richtigen Übersetzung bringt mich abschließend zurück zur Grammatik. Grammatik ist streng, aber Grammatik eröffnet auch Spielräume des Verstehens. Auch deswegen ist der Umgang mit Texten niemals abgeschlossen. Jede Generation muss die

Entscheidung treffen, wie sie die Spielräume der Grammatik nutzt, um das Gemeinte so zu verstehen, dass ein Gesamtzusammenhang entsteht, der den Übersetzer mit einschließt. Übersetzen bedeutet Verantwortung übernehmen. Damit ist die Brücke zur Bildung geschlagen. Denn sich zu bilden bedeutet, Verantwortung zu übernehmen, für sich selbst und für die *res publica*, damals wie heute. So verstehe ich jedenfalls die *studia humanitatis*.

Anmerkungen:

- 1) Walter Jens, Mein Lehrer Ernst Fritz, zitiert nach Heinz-Elmar Tenorth, Die Rede von Bildung, Berlin 2020, S. 316.
- 2) Zitiert nach: Wilfried Stroh, Latein ist tot, es lebe Latein, München 2007, S. 200ff.
- 3) Zitiert nach: Robert Spaemann, Das unsterbliche Gerücht, Stuttgart 2010, S. 37.
- 4) John O'Malley, Die ersten Jesuiten, Würzburg 1995, S. 299.
- 5) Ulrich v. Wilamowitz-Moellendorff, Die griechische Literatur des Altertums, Berlin 1907, S. 159.

KLAUS MERTES

Laudatio auf den Preisträger Pater Klaus Mertes SJ

Es gibt Momente und Zusammentreffen, die man lapidar „glückliche Fügung“ nennt. Manche von ihnen entfalten mit der Zeit ihre ganze Bedeutung und man fragt sich hin und wieder: „Wo wäre ich eigentlich heute, wenn das nicht passiert wäre?“ Eine solche Fügung durfte ich im Frühjahr 2019 erleben. Damals dachte ich darüber nach, aus der Kirche auszutreten. Das ist, wenn man gläubig ist, ein schmerzhafter Prozess, vergleichbar vielleicht sogar mit einer partnerschaftlichen Trennung, man gibt einen Teil seines Lebenswegs auf, auch einen Teil der eigenen Identität und etwas, was man

eben auch geliebt hat. Kirche ist, jedenfalls für mich, nichts rein Äußerliches, nicht einfach eine Institution, die Gläubigerkarteien verwaltet und viele Gebäude mit hohen Türmen besitzt. „Ich glaube ans Evangelium, aber mit Kirche will ich nichts zu tun haben“, ging für mich immer so wenig auf wie zu sagen: „Ich vertraue auf die Kritik der reinen Vernunft, aber sie soll bitte nicht von Kant sein.“ Das eine ist der Träger und auch Bestandteil des anderen. Drastischer formuliert: Wenn die Kirche morsch ist, ist es dann nicht auch die Botschaft, die sie durch die Jahrhunderte getragen hat?

Sicher war mir Pater Mertes vorher schon einmal untergekommen, ein Zitat von ihm, vielleicht auch ein Foto oder eine Beschreibung seiner Person. Aber dann gab es eben diesen Moment, in dem ich hörte. Es war weder ein neuer Beitrag noch das aufsehenerregendste Interview, das er je gegeben hat, aber die Botschaft war so schlicht wie klar: „Wenn man Gewalt, sexualisierte Gewalt, in einer Institution aufklären will, muss man bereit sein, die Last der Stigmatisierung der Institution zu tragen.“

Für mich war dieser Satz, den ich da hörte, der eine Stein, der mir im Erdbeben plötzlich und unerwartet wieder festen Halt gab, ein Stein, bei dem ich merkte, wenngleich noch etwas skeptisch: Aha, der bricht ja gar nicht weg. Und in mir wuchs der Gedanke: Solange es so jemanden in der Kirche noch gibt, solange bleibe ich.

Ich erzähle das, weil ich mittlerweile von vielen eine ähnliche Geschichte gehört habe. Innerlich bereits mit dem Austritt befasst,¹ haben sie der Institution Kirche doch noch eine Chance gegeben, solange „jemand wie Pater Mertes“ noch da ist. Gerade durch das Eingestehen der Verfehlungen hat er für zahlreiche Menschen die Bindung zur Kirche wieder leb- und glaubbar gemacht. Das ängstliche Beschweigen oder Leisereden dagegen mag Gläubige unter falschen Vorgaben in der Kirche halten, es geht aber von einer schaffrommen Herde aus, die besser nicht zu viel fragt und nicht zu eigenständig denkt. Das entspricht kaum einem heutigen Selbstverständnis der Gläubigen, und wohl auch nicht ihrem Verständnis von Kirche. Diese sollte ja nicht nur auf transzendenter Wahrheit, sondern auch auf innerer Ehrlichkeit fußen.

Der zitierte Satz von Pater Mertes ist eine einleuchtende, eigentlich schlichte Bemerkung, und doch eine, die innerhalb der Kirche, gerade

für viele in Machtpositionen, so schwer aushaltbar scheint. Denken wir an die verbissenen Versuche, die Fassade der Kirche ordentlich zu halten, und gerade dadurch verschlimmerte sich nur, was dahinter verfiel. Gerade so eine Fassade ist doch wie eine weitere Verhöhnung, und es ist, wenn man selbst Zerstörerisches erlebt hat, schwer erträglich zu sehen, dass das, wovon es ausging, jener Ort, jene Menschen, einfach weitermachen wie bisher, selbstzufrieden, ungestört und eben ordentlich.

Ich sprach eingangs von der glücklichen Fügung, und genau das war es, als ich auf jenen Satz eines katholischen Geistlichen traf. Keine glückliche Fügung aber, sondern schlicht folgerichtig ist es, dass dieser Geistliche Klaus Mertes war – folgerichtig, wenn man sich sein Denken, Glauben und Handeln anschaut. Es zeichnet sich aus durch Verstandesschärfe und *raison du coeur*, neugierig und offen, alte Denkschemata aufbrechend, aber nie in bequeme Scheinlösungen fliehend. Seine Intellektualität ist von einer bewundernswerten Schnelligkeit, dabei immer lernend, hinterfragend, reflektierend. Sein Handeln zeichnet sich durch Vertrauen aus, gibt aber zugleich Halt, und er ist gehorsam im eigentlichen Sinne, nämlich mit der Gabe des Hinhörens gesegnet, offen auch für die gegnerische Seite, und den Perspektivwechsel nicht nur wagend, sondern zu ihm ermutigend, ohne darüber die eigene Rolle und die mit ihr verbundene Verantwortung zu vergessen. Das möchte ich Ihnen in drei Punkten näherbringen.

Zuerst: Der Lehrer Klaus Mertes. „Lehrer“, wenn das nicht bei vielen die Erinnerung an muffige Linoleumflure und Prüfungsangst heraufbeschwöre, wäre es eigentlich ein ziemlich gutes Wort. Ein Lehrer ist jemand, der Wissen teilt und Menschen beim Ausweiten ihres Denkhorizonts begleitet, der sie im

besten Fall anleitet, ohne sie zu bevormunden, und jenen, die ihm anvertraut wurden, das Vertrauen weitergibt. „Junge Menschen sollen durch Bildung nicht besser und schneller, nicht anpassungsfähiger und in diesem Sinne lernfähiger werden, sondern freier. (...) Bildung ist ein Befreiungsprozeß zum Selbst-Denken“, so hat Klaus Mertes es mit seinem Mitbruder Johannes Siebner zusammen formuliert.

Ich vermute, ein guter Lehrer ist oft jemand, der selbst gern gelernt hat, der Freude daran hat, den eigenen gedanklichen Bewegungsraum wachsen zu sehen, und der diese Freude ausstrahlt und dadurch weitergibt. Klaus Mertes muss, das kann ich mir kaum anders vorstellen, gern gelernt haben und immer noch gern lernen, anders ist weder die Fülle seines Wissens noch die Beweglichkeit seines Denkens erklärlich: Sprachen, Literatur, Philosophie, Theologie natürlich, Politik und nicht zuletzt Musik, alle diese Felder bringt er zusammen, teilt sie mit anderen und hält sie offen für Neues.

Nun kann ja so ein Lehrer überall ansässig sein. Pater Mertes glaubte ich zunächst im Schwarzwald. Anfang 2021 – dies eine weitere glückliche Fügung – wurde er Superior der Jesuitenkommunität, zu deren Kirchengemeinde St. Canisius ich seit Jahren gehe. Dadurch durfte ich selbst zweimal Schülerin von Pater Mertes sein und erleben, dass ein guter Lehrer auch jemand ist, der Menschen etwas zutraut, von dem sie selbst noch gar nicht ahnen, dass sie es können. Zum einen hat er mich bei meinem allerersten Messdienst angeleitet, und da ich gerade die gesamten Kar- und Ostertage durchministriert habe, darf man da doch von einem gewissen Vermittlungserfolg sprechen. Das andere war noch ein wenig spektakulärer, ich möchte es den Whoopy-Goldberg-Moment von Sankt Canisius nennen.

Vielleicht erinnern Sie sich an den Film *Sister Act*, in dem die Sängerin Whoopy Goldberg in einem Kloster untertaucht. Sie übernimmt dort einen schief vor sich hin krächzenden Nonnenchor, aus dem sie binnen neunzig Filmminuten einen mitreißenden Gospelchor macht. Nun ist unsere Gemeinde musikalisch nicht gänzlich frei von Talent, aber, um es vorsichtig zu sagen, noch nicht jedes Talent ist geborgen worden. Man kann sie vielleicht mit dem Sister-Act-Chor aus der zehnten Filmminute vergleichen. Es wäre mir nie in den Sinn gekommen, dass man dieses Stimmenpotpourri zu einem wohlklingenden Kanon hinleiten könnte. Genau das ist Pater Mertes aber gelungen, und zwar in deutlich weniger als neunzig Minuten. Nach wenigen Wiederholungen von *Laudate omnes gentes* waren die besonders weit und laut danebengehauenen Töne verstummt, und bald ging ein warmer, vielstimmiger Gesang von der Gemeinde aus, die sich selbst staunend freute über das, was sie da zusammensetzte.

Ich glaube, es ist das Vertrauen, das er ausstrahlt. Vertrauen ist ja auch das beste Mittel, um Autorität niemals in etwas Autoritäres kippen zu lassen. Autoritäres Handeln speist sich aus Misstrauen und damit letztlich aus einem Mangel an Autorität. Das, was ich an Pater Mertes sehr schätze, und das bezieht sich auf den Lehrer- wie auf den Priesterstand gleichermaßen, ist seine Haltung zu Hierarchie und Autorität. Viele neigen dazu, entweder auf eindimensional verstandenem Machtanspruch zu beharren oder das Kind gleich mit dem Bade auszukippen, Hierarchien auch dort abzureißen, wo sie durchaus Sinn haben, oder aus einem grundlegenden Misstrauen ihnen gegenüber sie auch für Missstände verantwortlich zu machen, für die sie es ausnahmsweise mal nicht sind, und dadurch nach den tatsächlichen Ursachen gar nicht mehr zu suchen.

Es gibt Hierarchieunterschiede, die anmaßend sind, aber eben auch gute und notwendige. Um ein Beispiel von Pater Mertes zu nehmen: Es gibt etwa die Asymmetrie von Arzt und Patient, der wir uns ausliefern dürfen, in die wir uns sogar in Ohnmacht hineingeben können. Aber auch beim Lehrerberuf gibt es natürlich ein Ungleichgewicht, einen Wissensvorsprung des Lehrers vor den Schülern, zumindest sollte es ihn geben, und eben auch ein Machtgefälle. Wer das als Lehrer durch zu kurz gedachte Hierarchiekritik leugnet oder überspielt, rutscht schnell in eine Pseudo-Symmetrie, die eigentlich eher ein Davonestehlen vor jener Verantwortung ist, die mit Autorität einhergeht. Oder nehmen wir den Hirten, naheliegenderweise ebenfalls ein Beispiel von Pater Mertes: Die Ziegen und Schafe müssen sich nicht von ihm händisch füttern lassen, das können sie schon selbst. Aber der Hirte fängt die verlorenen Tiere wieder ein und er behütet die Herde, indem er Gefahren von ihr abhält. Autorität anzunehmen bedeutet, den Wolf zu erkennen, bevor er schädigen kann – den Wolf im Schafspelz ebenso wie den mit Hirtenstab.

Die eigene Position zu kennen und zu reflektieren scheint mir Voraussetzung für den Perspektivwechsel, und hiermit komme ich zum zweiten Punkt, dem politischen und zivilgesellschaftlich engagierten Menschen Klaus Mertes. „Für einige Wochen die Perspektive von Obdachlosen, Alten, Behinderten, Kranken annehmen – nicht, um ein gutes moralisches Gefühl zu bekommen; nicht, um einmal vier Wochen lang Nächstenliebe zu praktizieren, sondern um sehen zu lernen“, so erklärt es Mertes selbst. Dieses Sehenlernen kommt auf ganz unterschiedlichen und doch sich ähnelnden Wegen daher – ob im Schulunterricht, bei Straßenexerzitien, bei Messen in einem

Abschiebegefängnis, dem „Riesentabernakel von Berlin“, wie er es einmal nannte, was seine Hochachtung vor den dort inhaftierten Menschen unterstreicht. Es zeigt sich in einem offenen Zugehen auf den Anderen, und es schafft Verständnis, womöglich sogar ein Gefühl für andere und anderes auch da, wo es die eigene Erfahrungswelt übersteigt.

Dieses Sehenlernen wirkt aus der Mode gekommen, dabei brauchen wir es so dringend. Wir haben es heute mit einer zunehmenden Parzellierung der Lebensräume und -realitäten zu tun. Zwar treffen wir ständig Menschen, auf der Straße, bei der Arbeit, im digitalen Raum, aber wir begegnen ihnen oftmals nicht mehr. Das führt dazu, dass wir, eingerichtet in unserem eigenen Nahbereich, auf äußerliche Weise das beurteilen und bewerten, oft auch abwerten, was um uns herum, manchmal auch weit weg, geschieht, anstatt uns hinaus auf fremdes, unvertrautes Terrain zu wagen.

Wer selbst Gewalt erfahren musste, kann leichter nachvollziehen, was eine Gewalterfahrung in einem anderen Menschen auslöst, was für Spuren sie hinterlässt. Wer selbst eine bestimmte traumatische Erfahrung gemacht, eine spezifische Diskriminierung erlebt, einen konkreten Verlust betrauert hat, kann eher verstehen, was es bedeutet. Das ist zwar oft durchaus richtig und nachvollziehbar, nur können wir eben da nicht stehen bleiben. Das tun wir aber, wenn wir das Prinzip verabsolutieren: Nur wer Vergleichbares erlebt hat, sei für mitfühlendes Verständnis offen. Nur wer Diskriminierung kennt, könne ihre Wirkungen nachvollziehen. Nur wer Traumata erfahren musste, könne oder gar dürfe vom Trauma sprechen. Nicht allein schliesse eine solche Verengung Expertenwissen aus, was verlustreich wäre, vor allem für Betroffene. Es verneint zudem etwas zutiefst

Menschliches: Unsere Fähigkeit zum Mitleid, zur Einfühlung, zur empathischen Nächstenliebe.

Das bedeutet nicht, dass wir uns Opfern gleichmachen oder uns mit ihnen fälschlich identifizieren. In Pater Mertes' Beschreibung der Ignatianischen Pädagogik – letzter Schulschlenker – habe ich den Perspektivwechsel als ein Zugehen, eine Begegnung mit erhöhter Durchlässigkeit, verstanden: „Schule kann Perspektivwechsel ‚üben‘ (...). Es soll nicht ‚Mitleid‘ als Lernergebnis herauskommen. Mitleid ist Geschenk. Allerdings ist eine Sensibilisierung möglich für den nicht-machbaren Augenblick, an dem mich der Pfeil des Mitleids real trifft.“⁴²

Solche Übungen braucht unsere gesamte Gesellschaft. Sie braucht es zum einen, um Ausgeschlossene wieder einzubeziehen, und zum anderen, um generell im Austausch zu bleiben oder überhaupt in ihn zurückzufinden, in Zugewandtheit, auch gegenüber anderen Meinungen und sogar gegenüber politischen Gegnern. Was Letztere anbelangt, mag es Grenzen geben, die jeder und jede anders zieht. Aber wenn die Grenze für manche schon fünf Zentimeter von der eigenen Meinung verläuft, dann haben wir nicht nur ein Problem, sondern ein Fiasko.

Neugierig sein. Nicht vorverurteilen. Sogar da noch ruhig zuhören, wo es den eigenen politischen Überzeugungen zutiefst widerspricht. Das sehe ich als große Fähigkeit von Pater Mertes, und man kann sich nur wünschen, dass viele es ihm abschauen. Es könnte das Gift aus unseren mitunter hasserfüllten Debatten nehmen und in wirklich verfahrenen Situationen doch noch Lösungen erkennbar werden lassen. Sehen und hören lernen sind somit immer auch Anleitungen zum Friedensstiften.

„Die Bergpredigt ist eben durchaus auch als Maßstab für Realpolitik zu verstehen. Sie

kann den Feind ‚entfeinden‘, wie der jüdische Religionswissenschaftler Pinchas Lapide einmal formulierte“;³ schreibt Klaus Mertes 2015 in seinem Briefwechsel mit der ehemaligen Grünenpolitikerin Antje Vollmer. Was dieses Entfeinden bedeutet, das zeigt er beispielhaft in seiner Beschäftigung mit den Märtyrern des 20. Juli.

„Plötzensee ist ebenso wie Golgatha die letzte Station auf dem Weg der Umkehr zur Nächstenliebe. (...) Im christlichen Bekenntnis heißt es, dass der Tod Jesu eine ganz bestimmte Wirkung über seinen Tod hinaus hat: Versöhnung zwischen Feinden und gerade nicht Hass und Krieg. So sehe ich das auch für Plötzensee. Der Widerstand und schließlich der Tod in Plötzensee hatten eine *versöhnende* Wirkung, denn im Widerstand gegen die Nazis kamen Personen zusammen, die sich unter anderen Umständen nicht einmal angeschaut hätten.“

Man muss sich hier vor zwei Denkfehlern in Acht nehmen, und zwar zum einen, dies als Apologetik für die Täter misszuverstehen oder gar als Sakralisierung von Gewalt. Nicht weil die Nazis Plötzensee zu einer Hinrichtungsstätte machten, konnte sie für Alfred Delp, Helmuth James von Moltke und viele andere zum Ort der Versöhnung werden, sondern *obwohl*. Dieses *Obwohl* ist zentral. Der andere Fehlschluss wäre jener hin zur Selbstheroisierung in einer Opferrolle oder gar in der in sich selbst widersprüchlichen Figur des selbstgewählten Martyriums.

Das kann eine vergleichsweise harmlose Form annehmen, wie etwa bei den Aktivisten der Letzten Generation, die in ihrer Sorge um die Schöpfung eigentlich ausgesprochen christlich handeln, sich aber durch ihre Selbsterhöhung verschließen vor Kritik und Dialog. Es kann aber auch der Pegida-Demonstrant oder jemand aus der Identitären Bewegung sein, die

sich zwar gern auf ein „christliches Abendland“ beziehen, aber einem, das mit dem Kulturraum Nahost nichts zu tun haben will. Die Krippe Jesu stand dann vermutlich im Eichsfeld und Paulus brach von Schlesien aus zu seiner Heidenmissionierung auf. Selbstmythologisierung als Opfer ist übrigens ein fester Bestandteil neurechter und rechtsextremer Narration: Die sich aufopfernden „letzten Deutschen“ (was rein völkisch verstanden wird) auf der einen Seite, auf der anderen die Vertreter einer als überkommen und delegitimiert dargestellten Herrschaft und die als illegitim entwürdigten Schutzsuchenden.

Die äußerste Steigerung eines pervertierten Opfer- und Märtyrerbegriffs bilden Selbstmordattentäter, die meinen, im Namen Gottes zu töten. Das Martyrium ist aber ja gerade kein Ja zum Tod, sondern ein Ja zum Leben, und es ist niemals selbstgewählt, sondern angenommen. „Wenn der Tod nur vermieden werden kann um den Preis des Verrats an der Nächstenliebe“, so Mertes, „folgt daraus nicht, dass der liebende Gott oder der liebende Mensch den Tod wollen. Sie leben die Nächstenliebe bis hin zur letzten Konsequenz.“⁴

Nächstenliebe, Zusammenhalt und Toleranz steht auch uns als Mittel gegen Extremismus und Fanatismus zur Verfügung. Wir müssen es „nur“ aktiv leben. Und hier komme ich zu meinem dritten und letzten Punkt, dem gläubigen Christen und katholischen Geistlichen Klaus Mertes, auch wenn beides natürlich im Vorhergesagten bereits mitschwang. Darin wurde, denke ich, bereits deutlich, warum christliches Leben, eine Orientierung hin zu Jesus von Nazareth, auch heute so gegenwärtig, so wichtig und so herausfordernd ist. Denn dass Glaube und ein von den Evangelien geleiteter Lebensweg anspruchsvoll sind, sei nicht verschwiegen.

Pater Mertes verbindet Glaube zu einer Herzens- und Verstandessache, zu einer Übung im Sehen und Hören, zu einer einladenden Begegnung mit den „Armen“, womit mehr als nur die materiell Benachteiligten, nämlich allgemeiner die Ausgeschlossenen unserer oft zugebretterten Gemeinschaften, verstanden werden dürfen. „Eines der ganz tiefen Bedürfnisse des Menschen ist es, dazugehören zu dürfen“, schreibt er. „Den Armen wird das verweigert. Ob sie im Mittelmeer ertrinken, weil wir sie nicht unter uns haben wollen, oder ob sie als Homosexuelle nicht dazugehören dürfen, oder weil sie einen Knick in der Biografie haben und deshalb nicht passen: Armut ist im Kern Ausgrenzung.“⁵

Wenn aber aus Angst vor innerkirchlichem Regelverstoß die Bedürftigen im Stich gelassen werden, wendet sich die Kirche gerade gegen jene, für die sie da sein sollte. Pater Mertes hat dies immer wieder kritisiert, mit durchdachten Argumenten, aber auch mit der Bereitschaft, dafür manches einzustecken. Es wäre verkürzt, würden wir diese Fähigkeit von ihm nur auf den Umgang mit kirchlichen Missbrauchsfällen beziehen, aber natürlich ist es das Thema, was heraussticht. Ich sagte eingangs, dass es keine glückliche Fügung, sondern folgerichtig war, dass ich ausgerechnet auf Pater Mertes stieß mit seiner klaren Haltung, die mir damals wieder den einen Stein gab, der nicht in der Vertrauenserosion mitgerissen wurde. Es mag aber Fügung gewesen sein, dass Pater Mertes genau in jener Zeit auf jenem Posten saß, als im Canisius-Kolleg das lange Verdrängte aufbrach und der Missbrauch zur Sprache kam. Es ist dann die Frage, ob und wie man eine Rolle annimmt. Dass er sie annahm und auszufüllen verstand, ist das Folgerichtige, das sich aus seinem Denken und Glauben speist.

Was er für die Aufarbeitung des kirchlichen Missbrauchs getan hat, ging vielen

zu weit. Umgekehrt gibt es auch Menschen, denen es nicht weit genug ging und geht. Ich glaube, genau deswegen hätten viele diese Rolle gescheut. Gegen die Oberen, gegen die Beschweiger anzugehen, das ist schon immens viel und erfordert Mut, aber dabei auch zu wissen: Man kommt selbst aus der Schuldfrage nicht ganz raus, man kann sich als katholischer Geistlicher nicht einfach einen schlanken Fuß machen und vollständig auf die Seite der Opfer wechseln – das ist das Dilemma, dem Pater Mertes nicht ausgewichen ist.

Es gibt eine Szene in einem Essay von Jacques Derrida⁶, an die ich immer wieder denke. Eine Frau wird von der Wahrheits- und Versöhnungskommission gefragt, ob sie zum Vergeben bereit sei, den Tätern, die ihren Mann ermordet haben. Und ihre Antwort ist: Keine Regierung kann vergeben. Keine Kommission kann vergeben. Nur ich allein kann vergeben. Und ich bin noch nicht bereit zu vergeben.

Dies hebt Vergebung aus einem quasi bürokratischen Tagesordnungspunkt wieder in einen lebendigen, personalen Akt, mit all dem, was es bedeutet, etwa dass jene, denen der Vergebungsakt zukommt, eben noch nicht dazu bereit sind. Heute noch nicht, kann das heißen, vielleicht morgen, es kann aber auch bedeuten: Ich weiß nicht, ob das jemals möglich sein wird. Keine politische oder religiöse Institution, sagt diese Frau, kann Vergebung einfordern. Es ist nicht an uns, nicht an Ihnen, nicht an mir, nicht an irgendeinem Würdenträger der Kirche, jenen, die erlitten haben, die „allein vergeben“ können, ihrem *Noch nicht* einen Zeitplan aufzuerlegen. Dies zu achten ist Voraussetzung, damit Heilung überhaupt möglich sein kann.

Wenn wir nun glauben, dass die Evangelien etwas Gutes lehren, wenn wir an ihrer Friedens-

botschaft festhalten wollen, verbunden mit dem österlichen Erlösungsversprechen, und wenn wir ferner glauben, trotz allem, dass die Kirche die Trägerin dieser Botschaft ist oder doch sein sollte, dann müssen wir dessen eingedenk handeln. „Das Schlimme am Missbrauch in der Kirche“, schreibt Pater Mertes, „besteht ja gerade darin, dass er in einer Institution geschieht, deren Zweck ausdrücklich nicht das Verbrechen ist, sondern die Vermittlung von Schutz und Geborgenheit in der Liebe Gottes. Man könnte sogar sagen: Von Kirche als ‚Täterorganisation‘ zu sprechen verharmlost das Widersinnige des Missbrauchs in der Kirche.“⁷

Die Kirche kann nur dann glaubhaft sein, wenn sie sich selbst und ihre eigene Botschaft ernst nimmt. Wenn sie helfend zur Versöhnung hin lebt, aber das *Noch nicht* der Leidtragenden achtet, ja schützt. Wenn sie sich ihrer Verantwortung stellt und nicht ihre Verfehlungen und Schuld externalisiert, relativiert, dämonisiert oder durch Überidentifizierung bequem auf die Seite der Opfer wechselt. Letzteres ist ja nur ein etwas komplexerer Trick, um sich aus der eigenen Verantwortung zu stehlen.

„Die Reife eines Menschen zeigt sich am deutlichsten an dem Dienst, den er in der Gemeinschaft leistet“⁸, so hat es Pedro Arrupe, der frühere Generaloberer der Gesellschaft Jesu, einmal formuliert. Sie zeigt sich auch daran – wenn ich das hinzufügen darf –, was ein Mensch von der Gemeinschaft annimmt. Beides schaffen Sie in außerordentlicher Weise, lieber Pater Mertes. Und so möchte ich ganz persönlich danken für die glückliche Fügung, die unsere Begegnung für mich bedeutet, und Ihnen herzlich zum Humanismuspreis gratulieren.

Anmerkungen:

- 1) Dieser „Austritt“ ist ja überhaupt nur durch die besondere fiskalische Regelung in Deutschland möglich. Die Taufe wird natürlich nicht rückgängig gemacht.
- 2) Mertes/Siebner: Schule ist für Schuler da, Herder 2010, S. 146f.
- 3) Mertes/Vollmer: Ökumene in Zeiten des Terrors, Herder 2016, S. 41.
- 4) ebd. S. 39.
- 5) Albus/Mertes: Grenzgänger, Butzon & Bercker 2017, S. 43.
- 6) Derrida: La Solidarité des Vivants et le Pardon, Hermann 2017, S. 98f. Die Wahrheits- und Versöhnungskommission wurde nach dem

Apartheidsregime in Südafrika unter Desmond Tutu und Nelson Mandela erdacht, um eine Spirale der Vergeltung zu verhindern und der hochtraumatisierten Gesellschaft eine Perspektive jenseits der Gewalt und Gegengewalt zu eröffnen. Die Aussagen der Opfer der Gewalt stehen im Zentrum. Eine solche Kommission wird mittlerweile in zahlreichen Post-Konflikt-Regionen eingesetzt.

- 7) Stimmen der Zeit, Heft 9/2022, Nummer 147, S. 641-642.
- 8) Es ist das wohl mit Abstand bekannteste Zitat, denn es steht im Gotteslob.

NORA BOSSONG

Herkunft verpflichtet. Archäologische Denkmäler im Kontext der postkolonialen Debatte und der Lehramtsausbildung¹

Antike Monumente stehen seit einigen Jahren im Fokus internationaler Restitutionsdebatten. Die Büste der Nofretete oder der Pergamonaltar sorgen auch national immer wieder für Schlagzeilen wie am 31.12.2022, als sich die Berliner Staatssekretärin für Vielfalt und Antidiskriminierung, Saraya Gomis, für ihre Rückgabe ausgesprochen hat. In einem Interview für den Berliner „Tagesspiegel“ meinte sie: „All die Kulturgüter aus anderen Weltregionen gehören nicht uns, sie sind unrechtmäßig hier.“ Können wir das so stehen lassen und uns einfach darauf einigen, alle außereuropäischen Kulturgüter zurückzugeben? Und gilt dieses auch für die Antiken, die aus dem ehemaligen Osmanischen Reich stammen?

Wie schwierig eine solche Forderung wird, wenn man sie auf bewegliche Kulturgüter bezieht, zeigt das Beispiel der sog. Tazza Farnese.² Dieser hochberühmte Kameo ist benannt nach einer römischen Familie, in deren Besitz sich der Schmuckstein zeitweise befand. Ent-

standen ist er im 2. oder 1. Jh. v. Chr. im ägyptischen Alexandria. Von dort aus gelangte die Tazza Farnese vermutlich in die kaiserlichen Schatzhäuser, erst nach Rom und dann nach Konstantinopel. Nach Einnahme der Stadt durch die Kreuzfahrer 1204 wanderte sie von Hof zu Hof: Ihre Eigentümer waren u. a. Friedrich II. von Sizilien, ein persischer Prinz, Alfons von Aragon in Neapel, die Päpste, Lorenzo der Prachtige, die Familie Farnese und schließlich die Neapolitaner Bourbonen. Heute rekonstruiert man mindestens 13 Besitzerwechsel. Kulturell bleibt es ein Werk der ptolemäischen Herrscher in Ägypten, aber an den unterschiedlichen Orten entwickelte es eine neue Bedeutung, wie Salvatore Settis kürzlich betonte: „Jedes Überbleibsel jener untergegangenen Welt enthielt in sich ein starkes evokatives, aber auch assoziatives und synthetisches Potenzial: Seine Funktion als Zeuge eines zerbrochenen Reiches verstärkte seine Präsenz und seine Bedeutung. (...) Transformation und Tradition (Verändern

und Bewahren) sind zwei Seiten derselben Medaille: Leben mit der Antike.“³

Zwar steht die Tazza Farnese derzeit nicht im Fokus einer Restitutionsdebatte. Dennoch ist die Frage legitim, welcher Ort neben dem historisch gegebenen der richtige wäre: Ägypten, weil sie dort entstand, oder eher Griechenland, weil die ptolemäischen Herrscher die Auftraggeber waren, die aus Makedonien stammten? An welchem historischen Momentum soll man sich orientieren: dem Entstehungsort oder einem der vielen temporären Aufenthaltsorte? Neapel ist derzeit die Endstation, aber das muß nicht so bleiben.

Kommen wir von der Tazza Farnese, einem mit 20 cm Durchmesser relativ kleinen und transportablen Objekt, zu größeren Monumenten. Bevor wir uns der Kolonialzeit des 19. Jahrhunderts zuwenden, blicken wir zurück in die Antike. Ägypten wurde 30 v. Chr. mit der Niederlage von Kleopatra und Marcus Antonius römische Provinz, anschließend gelangten zahlreiche Aegyptiaca als Siegesbeute nach Rom. Zu ihnen gehören zahlreiche Obelisken, von denen viele vor ihrem Transport nach Rom über 1000 Jahre alt und fast alle bereits an einem Ort in Ägypten aufgestellt waren. Da das Ursprungsland viele Jahrhunderte lang als unsicher galt, prägten die römischen Aegyptiaca bis zum 19. Jahrhundert maßgeblich das europäische Bild von dieser alten Kultur. Kann man nun argumentieren, daß nach 2000 Jahren von ägyptischer Seite kein Anspruch mehr besteht? Wann erlischt dieser, wann hat man die Werke ersessen?

Noch im 19. Jahrhundert wechselten Obelisken die Besitzer. Berühmt sind die sog. „Nadeln der Kleopatra“ – zwei Obelisken, die von Alexandria aus 1878 nach London und 1881 nach New York transportiert wurden. Beide gelten

als Geschenke der ägyptischen Regierung, die damals aber faktisch unter britischer Kontrolle stand: 1875 war Ägypten gezwungen, wegen eines Staatsbankrotts seine Anteile am Suezkanal an Großbritannien zu verkaufen, 1882 wurde das Land schließlich von den Briten besetzt. Die Obelisken waren also faktisch erzwungene Geschenke.

Juristisch endet in Deutschland der Herausgabeanspruch durch Verjährung nach 30 Jahren. Moralisch gesehen ist das zweifelhaft, denn damit kann jede Restitution NS-verfolgungsbedingt entzogenen Kulturguts oder auch von Kunstwerken, die in der DDR den Eigentümern entwendet wurden, verhindert werden. Aber wie weit sollte man den Zeitraum eines Herausgabeanspruchs ausdehnen? Bis in das 19. Jahrhundert oder gar bis in die Antike?

Aktuell konzentriert sich die postkoloniale Debatte auf wenige herausragende Kunstwerke. Aber auch in diesen Fällen muß jedes Objekt gesondert betrachtet werden. Drei Beispiele sollen im Folgenden die Diversität der Historie zeigen.

Fallbeispiel 1: Die Parthenonskulpturen. Mit der Erlaubnis des Sultans „to take away any pieces of stone with old inscriptions or figures“ verließ der Schotte Lord Elgin zu Beginn des 19. Jahrhunderts einen großen Teil des Skulpturenschmucks des Athener Parthenon auf Schiffe in Richtung England, ja er schreckte nicht einmal davor zurück, noch an Ort und Stelle befindliche Reliefs aus dem Mauerwerk herauszubrechen. Es ist ein Tiefpunkt der Geschichte der über 3000-jährigen Stadt – und der Aufstieg des British Museum zu einem der bedeutendsten Museen der Welt, denn es erwarb 1816 die „Elgin Marbles“ für 35.500 Pfund. Jedoch betrogen die Ausgaben, die Lord Elgin für die Arbeiten in Athen und den Transport hatte, das

Doppelte – also ein günstiges Geschäft für das Museum!

Im Jahr 1816 war die Welt im Umbruch. Auch in Griechenland, das seit 1456 unter osmanischer Herrschaft stand, regte sich Widerstand: 1814 war ein Geheimbund gegründet worden, dessen Ziel es war, unabhängig von der Hohen Pforte zu werden und eine griechische Republik zu gründen. Die Revolution, die 1821 begann, führte schließlich 1832 zur Gründung des Königreichs Griechenland. Eine der ersten wichtigen Entscheidungen der neuen griechischen Regierung war 1834 ein Antikengesetz zum Schutz des nationalen Kulturerbes. Wäre ein solches Gesetz wenige Jahrzehnte früher erlassen worden, wären heute weder der Bau- schmuck des Parthenon in London noch die Venus von Milo in Paris!

Lord Elgins zerstörerischer Akt löste auch im britischen Unterhaus eine heftige Kontroverse aus, als man den Ankauf für das British Museum diskutierte: „War es Ihrer Lordschaft erlaubt, sie von den Wänden zu nehmen? – (Antwort Lord Elgins:) Ich war frei, sie von den Wänden zu nehmen, die Genehmigung lautete auf generelle Demontage.“ (Übersetzung der Autorin) Bei der von Elgin vorgelegten Genehmigung handelte es sich aber um eine italienische Übersetzung, auch eine Fälschung wurde vermutet. Allerdings hat das Osmanische Reich damals keinen Anspruch auf die Skulpturen erhoben oder das Vorgehen Lord Elgins verurteilt.

Die Diskussion, ob es sich um einen Raub oder gar eine „Schändung des Parthenon“ handelte, wie Hermann von Pückler-Muskau 1840 schrieb, reißt bis heute nicht ab. Der Freiheitskämpfer Lord Byron kritisierte in „Childe Harold's Pilgrimage“ die Entfernung der Marmorfriese des Parthenon scharf (2. Gesang, 15. Abschnitt):

*“Cold is the heart, fair Greece, that looks on thee,
Nor feels as lovers o’er the dust they loved;
Dull is the eye that will not weep to see
Thy walls defaced, thy mouldering shrines
removed
By British hands, which it had best behoved
To guard those relics ne’er to be restored.
Curst be the hour when from their isle they roved,
And once again thy hapless bosom gored,
And snatched thy shrinking gods to northern climes
abhorred!”*

Auch Boris Johnson plädierte als Student leidenschaftlich für die Rückgabe der Parthenon- skulpturen an Athen: „Die Elgin-Marbles sollten diese nordische, Whisky trinkende Schuldkultur verlassen und dort ausgestellt werden, wo sie hingehören: in einem Land mit strahlendem Sonnenschein und der Landschaft von Achill, „den schattigen Bergen und dem widerhal- lenden Meer“, schrieb er 1986 in einem Artikel. „Sie werden in einem neuen Museum unterge- bracht, das nur wenige hundert Meter von der Akropolis entfernt ist. Sie werden sorgfältig aufbewahrt. Sie werden nicht, wie 1938 im Bri- tish Museum, von manischen Wäscherinnen, die sie mit Kupferbürsten schrubbten, schwer beschädigt werden.“ Als Premier erklärte sich Johnson im Jahr 2021 jedoch für „unzuständig“. Er „verstehe die starken Gefühle der Griechen“, doch die Entscheidung liege allein beim British Museum, „unabhängig und frei von politischer Einmischung“. Tatsächlich wurden die „Elgin Marbles“ aber von der Britischen Krone erwor- ben und durch Parlamentsbeschluß dem British Museum übergeben.

Inzwischen hat das British Museum einge- lenkt und Griechenland das Angebot unterbrei- tet, die Marmorfragmente als Dauerleihgabe nach Athen zu geben, um im Gegenzug Lei- hgaben zu erhalten. Die griechische Regierung hat diesen Kompromiß jedoch abgelehnt und besteht weiterhin auf einer Eigentumsüber-

tragung. Ende 2023 kam es sogar zu einem politischen Eklat auf höchster Ebene, als der britische Premier Rishi Sunak seinen griechischen Amtskollegen auslud, nachdem bekannt geworden war, daß Mitsotakis wieder das Thema der Parthenonskulpturen ansprechen wolle. Am 17. Februar 2024 fand eine Modenschau der Londoner Fashion Week vor dem berühmten Parthenon-Fries im British Museum statt, woraufhin Griechenlands Kulturministerin Lina Mendoni mit Verärgerung reagierte: „Die Entscheidungsträger des British Museums beleidigen nicht nur das Monument, sondern auch die universellen Werte, die es verkörpert“. Das Museum zeige erneut fehlenden Respekt vor den Meisterwerken des Bildhauers Phidias. Auf den nächsten Akt des Dramas kann man gespannt sein.

Fallbeispiel 2: Der Pergamonaltar. Der Ruhm, die berühmten Friesreliefs aus dem 2. Jh. v. Chr. entdeckt und ausgegraben zu haben, gebührt dem deutschen Vermessungsingenieur Carl Humann. Im Winter 1864/65 besuchte er erstmals Bergama, das antike Pergamon in der heutigen Westtürkei, das aus Berichten bereits seit dem 15. Jahrhundert bekannt war. Erschüttert schrieb er in sein Tagebuch über die Ruinen: „Daneben rauchte der Kalkofen, in den jeder Marmorblock, welcher dem schweren Hammer nachgab, zerkleinert wanderte. [...] Das also war übrig geblieben von dem stolzen uneinnehmbaren Herrschersitz der Attaliden!“ Über zehn Jahre später, am 9. September 1878, war es endlich so weit und die Arbeiten auf dem Burgberg von Pergamon konnten beginnen. Bereits drei Tage später wurden die ersten Teile der Altarreliefs gefunden. Bis zum Monatsende – in nur drei Wochen! – hatten die Ausgräber schon dreiundzwanzig Gruppen der antiken Gigantomachie freigelegt. Jubelnd schrieb Carl

Humann nach Berlin: „Wir haben nicht ein Dutzend Reliefs, sondern eine ganze Kunstepoche, die begraben und vergessen war, aufgefunden.“

Bereits in der Spätantike hatte der Altar seine Funktion verloren und diente im 7. Jahrhundert lediglich als Baumaterial zum Schutz vor den Einfällen der Araber. Erst mit Carl Humann begann sein Ruhm. Schon bald nach ihrer Entdeckung kamen die ersten Reliefs nach Berlin. Ursprünglich war mit der Hohen Pforte in Konstantinopel eine Fundteilung vereinbart und nur die Genehmigung zur Ausfuhr einiger Blöcke erteilt worden. Doch dank einer Geldzahlung durfte auch der osmanische Anteil nach Berlin reisen und der Altar blieb vollständig. Ganz skrupellos war man dabei nicht, wie die folgende Aussage von Alexander Conze zeigt, dem damaligen Direktor der Berliner Antikensammlung: „Wir sind nicht fühllos dagegen gewesen, was es heißt, die Reste eines großen Denkmals seinem Mutterboden zu entreißen zu uns hin, wo wir ihnen das Licht und die Umgebung nie wieder bieten können, in die hinein sie geschaffen wurden, und in denen sie einst voll wirkten. Aber wir haben sie der immer vollständigeren Zerstörung entrissen.“

Auf welcher Grundlage kann heute ein Restitutionsanspruch geltend gemacht werden? Rechtsnachfolger des Osmanischen Reiches ist die Türkei. Die Reliefs selbst gehören naturgemäß einer anderen Kultur an, die bereits viele Jahrhunderte vor Auffindung der Werke untergegangen war. Dies ist ein erheblicher Unterschied zu den Ethnographica, deren soziales oder religiöses Umfeld oft noch heute wirkmächtig ist. Produktion und Aneignung gehören bei ethnologischen Objekten also in der Regel derselben Epoche an, während bei archäologischen Objekten noch eine dritte, weit zurückliegende Zeitstufe hinzukommt.

Ausschließen kann man weiter einen Gewaltkontext, weil die Grabungen mit Genehmigung der osmanischen Regierung erfolgten. Auch die Vermeidung der Fundteilung scheint mit finanziellen Mitteln zur beiderseitigen Zufriedenheit gelöst worden zu sein, die Ausfuhr war also legal. Doch inwieweit konnte der „kranke Mann am Bosphorus“, wie man den schwachen Herrscher in Konstantinopel damals bezeichnete, noch tatsächlich souverän gegenüber einer militärisch und wirtschaftlich potenten Macht wie Deutschland agieren?

Fallbeispiel 3: Die Reliefs von Gölbaşı-Trysa. Der Ruhm, das Grabmal eines unbekanntenen Fürsten im bergigen Lykien in der Südtürkei wiederentdeckt zu haben, gebührt dem Gymnasiallehrer Julius August Schönborn, der 1841 erstmals die Ruinen von Trysa besuchte. Eine Grabungserlaubnis von Sultan Abdul Hamid II. ermöglichte es dem Wiener Archäologen Otto Benndorf zwischen 1882 und 1884, den Ort zu erkunden und ein Drittel der Funde nach Österreich auszuführen. Die Bedeutung des Heroons für die Klassische Archäologie hielt der Ausgräber in folgenden Worten fest: „Fürstlich wie diese Lage ist die Bestimmung des Monumentes zu denken. Zwar der Name des Todten ist verschollen, aber von seinem Stande und seiner Bedeutung zeugt die Anlage des Grabmals, welches unter den zahlreich erhaltenen Landesdenkmälern einmalig und ausserordentlich dasteht.“ Die Bedeutung der Friesplatten dieses Lokalfürsten liegt nicht zuletzt darin, daß der 211 m lange Reliefzyklus, der die Umfassungsmauern bekrönte, fast vollständig erhalten ist. Doch anders als in Berlin, wo für den Pergamonaltar ein eigenes Museum errichtet wurde, blieben die antiken Schätze in Wien verborgen. So schrieb Rudolf Noll 1971, fast 90 Jahre nach ihrer Überführung: „Die

Reliefs wurden 1882/83 abgebaut, auf einer eigens angelegten Serpentinastraße zum Meer hinabgeschafft und nach Wien gebracht. Wegen des vorzüglichen Erhaltungszustandes nahm man auch einen fast 5 m hohen Sarkophag (...) mit, der knapp außerhalb der Südostecke des Heroon stand; mit seinem spitzgiebeligen Dach auf hohem, kastenartigen Unterbau repräsentiert er ausgezeichnet einen charakteristischen Typus lykischer Grabmalkunst. Freilich war in jenen Jahren der Bau des Kunsthistorischen Museums schon so weit gediehen, daß eine originalgerechte Aufstellung innerhalb der vorgegebenen Räumlichkeiten unmöglich war. Die Reliefbänder mußten zerstückelt werden, und dadurch sind die Übersichtlichkeit und der Gesamteindruck erheblich beeinträchtigt. Mit diesem bis heute bestehenden, bedauerlichen Provisorium muß man sich leider abfinden.“

Über 20 Jahre später hatte sich an diesem Zustand nichts geändert, wie Wolfgang Oberleitner 1993 schrieb: „Andere Denkmäler aus Lykien (...) sind im British Museum an prominentem Ort ausgestellt. Das Heroon von Trysa sieht (...) seit über hundert Jahren lichtlos in einem Depot dahin (...).“

Und noch 2015 konstatierte Alice Landskron: „Seit der Übernahme der lykischen Funde durch die Antikensammlung des Kunsthistorischen Museums sind die Reliefplatten in Depots verwahrt. (...) Im Rahmen der Neugestaltung und der Umbauarbeiten im Kunsthistorischen Museum wurden die Platten 1992 in ein Depot am Rande von Wien verbracht und im Jahr 2011 in das neue Depot des Kunsthistorischen Museums nach Himberg bei Wien übersiedelt. Sie harren weiterhin einer Präsentation in einem adäquaten Kontext.“

Aktuell ist auf der Homepage des Ephesos-Museums, wo einige Reliefs provisorisch

untergebracht sind, zu lesen: „Seit damals (sc. der Überführung nach Wien) wurde um eine adäquate Präsentation der Relieffriese gerungen, die mehrmals projiziert und immer wieder verschoben wurde. Eine vollständige Aufstellung des einzigartigen Monuments ist möglich geworden, indem jene Raumgruppe, die zurzeit an das Haus der Geschichte Österreich vermietet ist, baulich adaptiert wurde, um die Reliefwände durchgehend in voller Länge präsentieren zu können. Es bleibt zu hoffen, dass dieses spektakuläre Monument schon sehr bald der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden kann.“ Nach derzeitigen Planungen wird das genannte Haus der Geschichte Österreich 2028 von der Neuen Burg in das Museumsquartier übersiedeln, vielleicht erleben wir also noch eine angemessene Präsentation der Reliefs aus dem Heroon.

Drei bedeutende Denkmäler der Antike, doch drei sehr unterschiedliche Geschichten. Die Elgin Marbles wurden schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts nach London gebracht, wo sie seit 1816 im British Museum prominent ausgestellt sind, der Pergamonaltar erhielt 1901 ein eigenes Museum in Berlin, das wegen Baumängeln durch einen 1930 eröffneten Neubau ersetzt wurde, während die Reliefs aus Gölbaşı-Trysa, die etwa gleichzeitig mit dem Pergamonaltar aus ihrem Kontext gerissen wurden, bis heute einer angemessenen Präsentation harren. Drei Beispiele, die zeigen, daß es keine einfache und einheitliche Lösung gibt, sondern jedes Objekt, jedes Denkmal gesondert betrachtet und seine Herkunft sowie der Umgang im neuen Kontext analysiert werden muß. Zwei zentrale Fragen ergeben sich zunächst daraus: Welche Bedeutung haben die antiken Kunstwerke für die Herkunftsgesellschaften, welche für die Länder, in denen sie sich aktuell befinden?

In diesem Zusammenhang ist ein Passus im Leitfaden des Deutschen Museumsbunds zum „Umgang mit Sammlungsgut aus kolonialen Kontexten“ interessant. In der dritten Auflage von 2021 heißt es erstmals: „Die Bedeutung des Sammlungsgutes für die Herkunftsgesellschaften sowie die Kontexte seiner Entstehung und Erwerbung sind grundlegend. (...) Diese Zuschreibung erfolgt durch die betreffende Herkunftsgesellschaft.“ (S. 19 und 21) Daraus ergibt sich an anderer Stelle die Forderung: „Sammlungsgut wird zurückzugeben(sic!), weil es für die früheren Eigentümer oder Bewahrer*innen von besonderer Bedeutung ist.“ (S. 83) Doch der Leitfaden relativiert dann im Folgenden: „Das wirft allerdings die Schwierigkeit auf, festzulegen, wer die Definitionsmacht über diese Bedeutung hat und ob es um die gegenwärtige Bedeutung des Sammlungsgutes oder die Bedeutung zu dem Zeitpunkt geht, in dem es die Herkunftsgesellschaft verlassen hat.“ (S. 83-84)

Auch wenn es in dem Leitfaden dem Titel nach allgemein um „Sammlungsgut aus kolonialen Kontexten“ geht, wird im Text deutlich, daß archäologische Werke nicht im Fokus standen. Die „früheren Eigentümer oder Bewahrer*innen“ sind in der Regel nicht mit heutigen Bewohnern der Länder identisch, denn ihre Entstehungszeit liegt nicht 100 bis 200 Jahre, sondern über 2000 Jahre zurück. Anders argumentieren allerdings die Griechen im Fall der Parthenonskulpturen, weil sie sich als Nachkommen der ursprünglichen Auftraggeber verstehen und die Reliefs als zentralen Teil ihrer kulturellen Identität sehen. Der Pergamonaltar dagegen stammt aus der heutigen Türkei, Auftraggeber waren kleinasiatische Griechen, „bewahrt“ wurden die Skulpturen im Osmanischen Reich nicht, sondern sollten viel-

mehr als billiges Baumaterial zu Kalk gebrannt werden. Die Reliefs von Gölbaşı-Trysa waren zum Zeitpunkt ihrer Auffindung nicht bedroht, weshalb dieses Argument für die Antiken in Wien nicht anzuwenden ist. Der antike lykische Fürst, der in dem Heroon bestattet wurde, ist aber weder historisch noch sozial mit den heutigen Bewohnern verbunden, was einen erheblichen Unterschied zu ethnologischen Translokationen ausmacht.

Generell steht bei Rückforderungen archäologischer Güter in der Regel weniger die Frage der Bedeutung für die heutigen Gesellschaften als ein möglicher Unrechtskontext im Vordergrund. Dies bedeutet konkret: Gab es eine offizielle Erlaubnis für die Ausgrabung und die Ausfuhr? Im Fall des Pergamonaltars kann man diese Frage eindeutig bejahen, bei den Parthenonskulpturen sind Zweifel angebracht. Die Reliefs von Gölbaşı-Trysa scheinen mit Einverständnis der Hohen Pforte ausgeführt worden zu sein, weshalb Restitutionsforderungen seitens der Türkei als „völkerrechtlich unhaltbar“ zurückgewiesen werden. Jedoch wird auch auf die koloniale Asymmetrie hingewiesen: Selbst wenn es offizielle Papiere gab, könnten diese auf das „Recht des Stärkeren“, also die Kolonialherren, zurückzuführen sein. Zwar gab es im Osmanischen Reich keine formale koloniale Herrschaft, aber ein großer Einfluß der Deutschen im späteren 19. Jahrhundert ist unbestritten und führte auch zum Bündnis im Ersten Weltkrieg.

Was im Leitfaden des Deutschen Museumsbunds zum „Umgang mit Sammlungsgut aus kolonialen Kontexten“ nicht angesprochen wird und in der Regel nur für exzeptionelle Werke gilt, ist schließlich die Frage nach der Bedeutung für die Kultur, in die die Objekte transferiert wurden. So wird im 2018 erschienenen

Kommentar zum neuen Kulturgutschutzgesetz der Bundesrepublik Deutschland argumentiert: „Eine Beziehung zum kulturellen Erbe Deutschlands liegt vor, wenn das Kulturgut durch eine Belegenheit oder seine Vergangenheit eine besondere Bedeutung für die deutsche Nation gewonnen hat bzw. mit Deutschland so stark verbunden ist, dass es zum deutschen Kulturbesitz gehört [...]. Hierzu gehören insbesondere Kulturgüter wie die Nofretete oder der Pergamonaltar trotz bis heute wiederholter Rückgabeansprüche [...].“

Wenn wir uns nun den aktuellen Diskussionen stellen und Wege für die Zukunft eröffnen wollen, sollten wir uns auf eine Agenda einigen.

1. Aus den Differenzen zum ethnologischen Kulturgut – trotz des meist ähnlichen Erwerbungszeitraums – ergibt sich m. E., daß es einen eigenen Leitfaden für archäologisches Kulturgut geben sollte, der das hohe Alter der Werke, ihre Geschichte ebenso wie die historischen Kontexte der Auffindung und der Translokation bzw. der Aneignung berücksichtigt.

2. Teilweise wird in der Diskussion der Ruf erhoben, außereuropäische Werke doch einfach zurückzugeben. Unterschiedliche Erwerbungskontexte und die neue Kontextualisierung spielen dabei meist keine Rolle. Auch auf Restitutionsforderungen der Rechtsnachfolger, also der heutigen Staaten, kann man differenziert reagieren. Es gibt die Möglichkeit der Restitution, der Rückgabe oder der Rückführung. Eine **Restitution**, wie jüngst im Fall einiger Benin-Bronzen aus Deutschland an Nigeria, ist grundsätzlich mit einem Schuldeingeständnis verbunden. In diesem Fall geht man von einer Erwerbung mit einem Unrechtskontext aus, die rückgängig gemacht wird. Eine Restitution geht generell mit einem Ortswechsel in das Herkunftsland einher.

Eine weitere Möglichkeit ist eine Eigentumsübertragung ohne Ortswechsel. Diese Form wird als **Rückgabe** bezeichnet, bedeutet jedoch nicht, daß die Objekte auch in das Herkunftsland zurückgebracht werden. So gehören etwa zahlreiche Bronzen in deutschen Sammlungen jetzt dem Staat Nigeria, der sie als Dauerleihgabe überlässt.

Eine dritte Möglichkeit ist schließlich die **Rückführung**. Sie ist mit einem Ortswechsel verbunden, der Eigentümer bleibt aber derselbe. Man kann in diesem Fall auch von einer Dauerleihgabe an das Herkunftsland sprechen. Diese Form bedarf nicht unbedingt der politischen Zustimmung, sondern liegt in der Entscheidung der Museen selbst, wie jüngst der Vorschlag des British Museum in Bezug auf die Parthenon-skulpturen.

3. Forschung und kooperative Projekte sind Aufgaben der Museen, Restitution oder Rückgabe sind politisch! Bei aller Diskussion um Provenienzen sollte dies immer betont werden. Wie im Fall des ethnologischen Kulturguts sollte darauf geachtet werden, daß die Forschung multiperspektivisch erfolgt, also auch Menschen aus den Herkunftsländern einbezogen werden. Restitutions und Rückgaben sollten auf der Basis der in den Museen erzielten Forschungsergebnisse beruhen, nicht auf politischem Opportunismus.

4. Im Fokus der Forschung sollte Kulturgut stehen, dessen Erwerbungs-kontext zweifelhaft ist. Im Fall der Benin-Bronzen hatten die deutschen Museen diese zwar zweifellos rechtmäßig in London gekauft, doch waren sie zuvor von den Briten im Rahmen einer Strafexpedition erworben worden. Auch die Archaeologica stammen nicht aus Gebieten ehemaliger direkter kolonialer deutscher Herrschaft, dennoch sollten – insbesondere bei herausragenden Objekten – die Erwerbungs-umstände

genau analysiert werden. Dazu gehört auch die Erforschung der Ausgräber- und Sammlerpersönlichkeiten.

5. Provenienzforschung sollte von den Museen nicht als Belastung, sondern als Bereicherung verstanden werden. Die Analyse der Geschichte eröffnet einen neuen Erzählstrang, der über Künstler, Stilkritik oder soziale und politische Fragen der Entstehungszeit hinausführt und die Werke als gleichzeitig zeitlos und zeitgebunden definiert.

6. Zentrale Ziele sollten Transparenz, Zugänglichkeit und Multiperspektivität sein. Möglichst vielen Menschen – auch außerhalb des Schengen-Raums – sollte der direkte analoge Kontakt mit Kunst- und Kulturobjekten ermöglicht werden, unterstützt von digitalen Informationen, die weltweit abgerufen werden können. Ein negatives Beispiel ist in diesem Zusammenhang der Umgang mit den Reliefs aus Gölblaßi-Trysa in Wien. Weder sind sie angemessen und vollständig ausgestellt, noch kann man sie im Internet finden. Dort gibt es weder hochaufgelöste Bilder noch vertiefte Informationen, abgesehen von der zitierten Publikation von Alice Landskron. Weiter sollte man in internationalen Teams, also mit Menschen aus den Herkunftsländern, zusammenarbeiten. So werden neue Geschichten entstehen, die eine einseitige fachwissenschaftliche Betrachtung ergänzen.

Herkunft verpflichtet – das galt auch schon in der Antike. Mehrere Autoren berichten von Kunstraub und empören sich über Zerstörungen von Denkmälern. Hier ergibt sich ein direkter Anschluß an das Lehramtsstudium und den Schulunterricht. So können aktuelle Ereignisse übertragen werden, was die Lebendigkeit und Bedeutung von Latein und Griechisch unterstreicht. Durch die Vernetzung mit

herausragenden Kunstwerken in den Museen werden zudem die Schilderungen in den Texten im wahrsten Sinne des Wortes plastisch – vernetztes Denken führt zu vernetztem Wissen. Dafür lassen sich einige Beispiele anführen.⁴

Als Erstes denkt man an die berühmten Reden Ciceros gegen Verres.⁵ Es geht um Sizilien, das seit 227 v. Chr. römische Provinz und wegen seines Getreidereichtums für Rom von besonderem Interesse war. Und es geht um einen korrupten Statthalter namens Verres, der sich 70 v. Chr. in einem Repetundenprozess verantworten mußte, sich diesem aber durch Flucht nach Massilia, dem heutigen Marseille, entzog. Wegen der erdrückenden Beweislast kam es nach dem Eingangsplädoyer daher nicht zu weiteren Prozessterminen, weshalb man von ungehaltenen Reden eines ungehaltenen Ciceros sprechen kann, die er kurz nach Ende des Prozesses veröffentlichte. Im vierten Buch der *actio secunda* geht es um den Raub von Kunstwerken. Der Vorwurf lautete wie folgt:

Nego in Sicilia tota, tam locupleti, tam vetere provincia, tot oppidis, tot familiis tam copiosis, ullum argenteum vas, ullum Corinthium aut Deliacum fuisse, ullam gemmam aut margaritam, quicquam ex auro aut ebore factum, signum ullum aeneum, marmoreum, eburneum, nego ullam picturam neque in tabula neque in textili quin (sc. Verres) conquisierit, inspexerit, quod placitum sit abstulerit. (Cicero, In Verrem, II, 4, 1)

Deutlich wird aus diesen Worten, daß es um wertvolle Gegenstände ging, die Verres an sich nahm und abtransportierte. Zudem schreckte er auch vor rituellen Gegenständen nicht zurück, wie es in der folgenden Passage heißt:

Haec omnia quae dixi signa, iudices, ab Heio e sacrario Verres abstulit; nullum, inquam, horum reliquit neque aliud ullum tamen praeter unum pervetus ligneum, Bonam Fortunam, ut opinor; eam iste habere domi suae noluit. (Cicero, In Verrem, II, 4, 7)

Um Objekte, die in einem religiösen Kontext verwendet wurden, geht es im Fall der Antiken aus dem Osmanischen Reich nicht. Hier kann man aber auf Parallelen unter den *Ethnologica* verweisen, bei denen die Sachlage, wie ich erörtert habe, ähnlich wie bei Verres liegt.

Aber Verres behauptete, er habe die Gegenstände doch gekauft, woraufhin Cicero entgegnete:

Video igitur Heium neque voluntate neque difficultate aliqua temporis nec magnitudine pecuniae adductum esse ut haec signa venderet, teque ista simulatione emptionis vi, metu, imperio, fascibus ab homine eo quem, una cum ceteris sociis, non solum potestati tuae sed etiam fidei populus Romanus commiserat eripuisse atque abstulisse. (Cicero, In Verrem, II, 4, 14)

Hier sehen wir wieder Parallelen zur Kolonialzeit, denn durch die politische Macht – auch ohne selbst Kolonialherr zu sein – wurden Möglichkeiten geschaffen, die zur Ausbeutung führen konnten. Im Unterschied zu Heius können allerdings die Protagonisten nicht mehr befragt werden, weil die Taten weit in der Vergangenheit liegen. Die Berücksichtigung der jeweiligen Quellenlage wäre ein wichtiger Aspekt für die Diskussion mit den Studierenden.

Weiter wird das Verhalten von Verres zusammenfassend charakterisiert:

Non modo oppidum nullum, sed ne domus quidem ulla paulo locupletior expers huius iniuriae reperietur. Qui cum in convivium venisset, si quicquam caelati aspexerat, manus abstinere, iudices, non poterat. (Cicero, In Verrem, II, 4, 48)

Hier denkt man unmittelbar an die Rezeptionsgeschichte der Tazza Farnese, die 13-mal den Besitzer wechselte. Ebenfalls liegt der Vergleich mit den Skulpturen, die Lord Elgin aus dem Parthenon herausriß, nahe, auch wenn es sich im Fall von Verres um bewegliche Objekte handelte.

Ein weiterer Fall von Kunstraub in der Antike führt in den Osten. Der Thronfolger Titus zog 70 n. Chr. nach Jerusalem, um einen Aufstand zu unterdrücken. Infolge der Kämpfe wurde der jüdische Tempel zerstört, was Flavius Josephus als Augenzeuge in drastische Worte fasste:

Καιομένου δὲ τοῦ ναοῦ τῶν μὲν προσπιπτόντων ἦν ἀρπαγὴ, φόνος δὲ τῶν καταλαμβανομένων μυρίος καὶ οὔτε ἡλικίας ἦν ἔλεος οὔτ' ἐντροπὴ σεμνότητος, ἀλλὰ καὶ παιδία καὶ γέροντες καὶ βέβηλοι καὶ ἱερεῖς ὁμοίως ἀνηροῦντο ... (Flavius Josephus, *Bellum Judaicum*, VI, 5, 271)

Neben Tod und Zerstörung kam es auch zu Plünderungen, wie der Gewährsmann Flavius Josephus weiter beschrieb:

Ἐν δὲ ταῖς αὐταῖς ἡμέραις καὶ τῶν ἱερέων τις Θεβουθεῖ παῖς, Ἰησοῦς ὄνομα, λαβὼν περὶ σωτηρίας ὄρκους παρὰ Καίσαρος ἐφ' ᾧ παραδώσει τινὰ τῶν ἱερῶν κειμηλίων, ἔξεισι καὶ παραδίδωσιν ἀπὸ τοῦ τοίχου τοῦ ναοῦ λυχνίας δύο τῶν κατὰ τὸν ναὸν κειμένων παραπλησίας τραπέζας τε καὶ κρατῆρας καὶ φιάλας, πάντα ὀλόχρυσα καὶ στιβαρώτατα, παραδίδωσι δὲ καὶ τὰ καταπετάσματα καὶ τὰ ἐνδύματα τῶν ἀρχιερέων σὺν τοῖς λίθοις καὶ πολλὰ τῶν πρὸς τὰς ἱερουργίας σκευῶν ἄλλα. (Flavius Josephus, *Bellum Judaicum*, VI, 8, 387-389)

An einer anderen Stelle heißt es schließlich:

Ῥωμαῖοι δὲ τῶν μὲν στασιαστῶν καταπεφυγόντων εἰς τὴν πόλιν, καιομένου δὲ αὐτοῦ τε τοῦ ναοῦ καὶ τῶν πέριξ ἀπάντων, κομίσαντες τὰς σημαίας εἰς τὸ ἱερὸν καὶ θέμενοι τῆς ἀνατολικῆς πύλης ἀντικρὺς ἔθυσάν τε αὐταῖς αὐτόθι καὶ τὸν Τίτον μετὰ μεγίστων εὐφημιῶν ἀπέφηναν αὐτοκράτορα. ταῖς δὲ ἀρπαγαῖς οὕτως ἐνεπλήσθησαν οἱ στρατιῶται πάντες, ὥστε κατὰ τὴν Συρίαν πρὸς ἡμῖς τῆς πάλαι τιμῆς τὸν σταθμὸν τοῦ χρυσίου πιπράσκεσθαι. (Flavius Josephus, *Bellum Judaicum*, VI, 6, 316-317).

Durch den Raub von Kunst und anderen wertvollen Gegenständen haben sich nicht nur die Soldaten bereichert, die Beute diente auch der Zurschaustellung im Triumphzug. Bildlich wird

dieser auf dem Titusbogen in Rom wiedergegeben, der zehn Jahre nach dem Sieg errichtet wurde. Der siebenarmige Leuchter diente dabei als markantes Zeichen für die römische Überlegenheit. Auch wenn archäologische Ausgrabungen ohne Waffen erfolgen, so war die Präsentation der Funde in London, Berlin oder Paris ein ähnlicher triumphaler Akt.

Ebenso wie die Monumente der Antike sind auch antike Texte nicht nur aus ihrer Entstehungszeit zu erklären und in dieser von Bedeutung. Durch die Wiederverwendung, durch Abschriften oder die Lektüre leben sie weiter und entwickeln eine neue Bedeutung. Antike Kunst und Literatur ist daher nicht nur ein Erbe der Vergangenheit, sondern ein wesentliches Element, das unsere Gegenwart und Zukunft beeinflussen kann, wie es Salvatore Settis treffend formulierte:

„Indem der Akt der Wiederverwendung Segmente verschiedener Zeitlichkeiten zusammenfügt und sie in Spannung zueinander setzt, schafft er ein intertextuelles oder interobjektives Netzwerk, das seine Bestandteile enthält, aber mit keinem von ihnen übereinstimmt. Es bezieht sich nicht auf die Vergangenheit, sondern auf die Zukunft.“⁶

Durch diesen innovativen Interpretationsansatz wird das griechisch-römische Erbe zu einem Schlüssel für den Zugang zur Vielfalt der Kulturen in der heutigen Welt.

Anmerkungen:

- 1) Eine leicht veränderte Fassung dieses Textes erscheint mit ausführlichem Anmerkungsapparat in: Christoph Begass – Matthias Steinhart (Hrsg.), *Faszination Antike. Eine Anthologie. Metamorphoses 1*. Baden-Baden 2024.
- 2) Zuletzt dazu: Salvatore Settis – Anna Anguissola (Hrsg.), *Recycling Beauty*. Ausstellungskatalog Fondazione Prada Milano. Mailand 2022, 378-383, Nr. 43 und 44 (Denise La Monica, Friederike Weis).

- 3) Salvatore Settis, *Short Circuits: When (Art) History Collapses*, in: Settis – Anguissola a. O., 69-70 (Übersetzung der Autorin).
- 4) Vgl. zum Folgenden auch den Blog <https://politik-macht-geschichte.blog/2020/02/03/kunstraub-in-der-antike/>.
- 5) Zuletzt dazu: Luca Frepoli, „Ich habe sie gekauft!“ Marcus Tullius Cicero: Reden gegen Verres (70 v. Chr.), in: Isabelle Dolezalek,

Bénédicte Savoy und Robert Skwirblies (Hrsg.), *Beute. Eine Anthologie zu Kunstraub und Kulturerbe* (Berlin 2021), 29-35.

- 6) Salvatore Settis, *Short Circuits: When (Art) History Collapses*, in: Settis – Anguissola a. O., 64 (Übersetzung der Autorin).

KATJA LEMBKE

Die Kolonialgeschichte Amerikas in lateinischen Quellen¹

Kolonialismus-Diskurse

Kolonialismus als Thema ist in den letzten Jahren wieder stärker in die öffentlichen Debatten gelangt. Zwar verbindet man hierzulande meist Großbritannien, Spanien oder Frankreich mit diesem Thema, doch gab es in der jüngeren Vergangenheit durchaus Presse-Schlagzeilen und Zeitungsartikel, die sich mit der kolonialen Vergangenheit Deutschlands beschäftigten: die Rückgabe der Benin-Bronzen, das koloniale Erbe Preußens oder die vielen kolonialen Relikte in völker- und naturkundlichen Universitäts-sammlungen und Museen. Immerhin besaß das 1871 neu gegründete Deutsche Reich bis 1918/19 etliche überseeische Kolonien, deren Bevölkerung z. T. mit grausamer Härte ausgebeutet, unterdrückt oder massakriert wurde (Conrad 2019).

In der Schule ist der Kolonialismus in der Regel ein wichtiges Thema des Geschichtsunterrichts, allerdings existieren so viele lateinische Quellen aus der frühen Neuzeit, dass sich durchaus eine Behandlung des Themas im Lateinunterricht oder in fächerübergreifenden Projekten lohnen kann. Der folgende Beitrag gibt einen knappen Überblick über die vorhandenen Texte sowie schulrelevanten inhaltlichen Aspekte.

Der Kolonialismus wurde von den ehemaligen europäischen Großmächten mit den immer gleichen Argumenten gerechtfertigt (Großklaus 2019; Osterhammel 2007: 76f.): Gerade am Beginn der Kolonisierung im 16. Jh. spielte die Christianisierung und Seelenrettung der „Heiden“ eine zentrale Rolle, ebenso die „Zivilisierung der Barbaren“; insgesamt herrscht in Europa die Vorstellung von der Überlegenheit der „weißen Rasse“ vor. Übrigens spielte im britischen Diskurs des 19. Jh. im Zuge der Aufteilung Afrikas unter die europäischen Kolonialmächte paradoxerweise gerade der Schutz der dortigen Bevölkerung vor Sklavenhandel und Versklavung eine wichtige Rolle: Das britische Parlament hatte auf Drängen des Außenministers Viscount Castlereagh zwischen 1807 und 1833 schrittweise Sklavenhandel und Sklaverei abgeschafft (Drescher 1994). Die bei den neuzeitlichen Kolonialmächten gängigen Barbaren-Stereotype waren bereits in der Antike verbreitet und dienten u. a. zur Rechtfertigung der römischen Expansion (Schmitz 2023). Sie wirkten besonders in der humanistisch geprägten frühen Neuzeit stark nach: Die „Barbaren“ galten vielfach als grausam, inzestuös lebend, kannibalisch, abergläubisch und insofern als kulturell unterlegene Völker, denen eine

„Zivilisierung“ durch die römische Herrschaft nur nutzen konnte.

Lateinische Reiseberichte und Quellen

Die sog. „Entdeckungsfahrten“ europäischer Seefahrer sind zu einem großen Teil in lateinischen Berichten und Quellen fassbar, was selbst Lateinlehrkräften heute offenbar nur wenig präsent ist. Ein frühes Beispiel für Afrika stammt von dem portugiesischen Ritter, Zollbeamten und Sklavenhändler **Diogo Gomes** (1420–1502), der ab ca. 1555 im Auftrag des Königshauses die Kapverden, die Azoren und Westafrika bereiste – vermutlich bereits auf der Suche nach einem Seeweg nach Indien, v. a. auf der Suche nach Gold und Sklaven (Münkler 2024: 59–63; French 2021: 52–57; Funke 2023). Im Jahr 1560 oder etwas später verfasste er einen nur auf Latein erhaltenen Bericht über seine Fahrten unter dem Titel *De prima inventione Guineae*.

Für die Amerika-Fahrten und den Aufbau der Kolonialherrschaft existieren viele lateinische Texte und Quellen: Der aus Genua stammende Italiener **Christoph Columbus** (ca. 1451–1506) bereiste im Auftrag des spanischen Königshauses ab 1492 die karibischen Inseln und glaubte selbst noch, indischen Boden betreten zu haben (Münkler 2024: 65–88). Am 12. Oktober erreichte er eine Insel der Bahamas, die er San Salvador nannte. Von dort reiste er weiter nach Cuba und zu den Antillen (Hispaniola), wo er zwar nicht die erhofften Reichtümer fand, dafür aber auf die indigene Bevölkerung stieß, die bereits jetzt durch die europäischen Neuankömmlinge Opfer zu beklagen hatte. Er unternahm bis 1504 insgesamt vier Reisen, über die er (zunächst spanische) Reiseberichte verfasste, die gleich ins Lateinische übersetzt wurden, um in ganz Europa gelesen werden zu

können (Wallisch 2000). Diese Berichte fanden wie auch andere vergleichbare Reiseliteratur zu den Amerikafahrten ein großes Lesepublikum. Überhaupt galt Columbus später als großer Held und durchaus positiv bewerteter „Entdecker“, dem vielerorts in Italien (Genua), Spanien und v. a. natürlich Amerika zahlreiche Denkmäler errichtet wurden. Zudem wurde der 12. Oktober in Spanien und Amerika zu einem wichtigen Feiertag erklärt (*Columbus Day*, *Día de la Hispanidad*, *Día de la Raza*) und ist bis heute der mit großen, vom König präsierten Militärparaden gefeierte spanische Nationalfeiertag.

Die entstehende koloniale Konkurrenz zwischen Portugiesen und Spaniern führte früh zu einer faktischen Aufteilung der damals bekannten Welt unter diesen beiden aufstrebenden Großmächten: Im **Vertrag von Tordesillas** (1493/4) wies Papst Alexander VI. die Territorien, die zunächst 500 km und später 1000 km westlich der Azoren lagen, Spanien zu; die östlich davon gelegenen Territorien wurden Portugal zugesprochen. Erhalten ist der Vertrag in der päpstlichen Bulle *Inter caetera*, deren lateinischer Text im Netz frei verfügbar ist (*Inter caetera* 1493).

Von 1497 bis 1503 reiste der aus Florenz stammende Italiener und im Auftrag der Medici arbeitende Bankier **Amerigo Vespucci** (1451–1512) auf insgesamt vier Reisen Richtung Amerika. Er gelangte dabei vor allem an die Ostküste Südamerikas (heutiges Venezuela und Brasilien), wo er u. a. auf die indigene Bevölkerung der Tupí stieß. Von seinen Reisen verfasste er im Zeitraum zwischen 1502 und 1504 wohl ursprünglich (nicht erhaltene) italienische Reiseberichte, die wie im Falle des Columbus zwecks internationaler Verständlichkeit schnell ins Lateinische übersetzt wurden und unter dem

Titel *Mundus Novus* weite Verbreitung erfuhren (Wallisch 2012; Schulz 2007; Kłowski 2002). In Deutschland gab Johann Froschauer Vespuccis *Mundus Novus* mit plakativer Bebilderung (z. B. Menschen fressende „Wilde“) heraus (Augsburg 1505). Diese lateinische Version wurde in den folgenden Jahrzehnten in viele Volkssprachen (u. a. wieder ins Italienische) übersetzt, was die enorm breite Rezeption in der Zeit belegt. Anders als Columbus war Vespucci klar, dass er sich auf seinen Reisen nicht im östlichen Indien, sondern auf einem neuen Kontinent befand. Er fertigte dazu bereits selbst Weltkarten an, die nicht erhalten sind. Allerdings arbeitete der Kartograph Martin Waldseemüller (ca. 1472–1520) in seiner 1507 erstmals publizierte Weltkarte bereits Amerika als eigenen Kontinent ein und nannte ihn nach Amerigo Vespucci „America“ (von der spanischen Namensvariante *Américo Vespuchi*).

Die spanischen Eroberer zerstörten in der Folgezeit vor allem unter Hernán Cortés und Francisco Pizarro nach und nach die einheimisch-amerikanischen Staatswesen und Reiche der Azteken und Inka. Die indigene Bevölkerung wurde teilweise massakriert, versklavt oder in Zwangsarbeit getrieben, zwangschristianisiert oder starb unter dem Einfluss eingeschleppter Krankheiten. Nachrichten von den Verhältnissen in den neuen Kolonien erreichten Europa und lösten kontroverse Debatten über den Umgang der neuen Kolonialherren mit der einheimischen Bevölkerung sowie zu deren rechtlichem Status aus (Münkler 2024: 113-170). Im Jahr 1550 veranstaltete der damalige spanische König Karl I. (zugleich der römisch-deutsche Kaiser Karl V.) eine Disputation im spanischen Valladolid, in der die Theologen und Humanisten **Juan Ginés de Sepúlveda** und **Bartolomé de las Casas** über diese

Fragen in lateinischer Sprache diskutierten. Hierzu sind die entsprechenden lateinischen Argumentationen erhalten (Kłowski/Schäfer 1991): Zum einen von Sepúlveda die *Apologia pro libro de justis belli causis* und zum anderen von de las Casas die Gegenrede unter dem Titel: *Adversus persecutores et calumniatores gentium novi ad Oceanum reperti mundi Apologia*. Während Sepúlveda die Versklavung, Tötung und Zwangsmisionierung der indigenen Bevölkerung theologisch und juristisch rechtfertigt, setzt sich de las Casas für die Rechte der Einheimischen ein und bezeichnet die Spanier als die wahren Barbaren.

Im weiteren 16. Jh. konsolidierte sich die spanische Kolonialherrschaft in Amerika. In Europa wiederum bestand weiterhin ein großes Interesse an der „Neuen Welt“, das durch vielfältige Publikationsprodukte bedient wurde. Eine wichtige Figur war in diesem Zusammenhang der aus Lüttich stammende Kupferstecher und Verleger **Theodor de Bry** (1528–1598). Er wirkte v. a. in Straßburg und Frankfurt/M., wo seine Familie zwischen 1590 und 1634 zwei Reiseberichtsammlungen über das Wirken der spanischen Eroberer in Amerika in deutscher und lateinischer Sprache mit reichhaltiger Bebilderung herausbrachte (van Groesen / Tise 2019; Micha 2012). Die Endfassung des Werkes enthielt über 1.500 Kupferstiche, die buchstäblich das „Bild“ der Europäer von den indigenen Amerikanern nachhaltig beeinflussten: De Bry ging es naturgemäß um Auflagenhöhe und Verkaufserfolg; entsprechend sind seine Darstellungen und Illustrationen von Sensationshunger und Stereotypen geprägt. Er stellt v. a. das Grausame und Abschreckende in den Kulturen der einheimischen Völker Amerikas dar, wobei der Kannibalismus eine besonders wichtige Rolle in den Abbildungen spielt.

Überhaupt ist das Leserinteresse der Zeit bei allen damals publizierten Amerika-Darstellungen zu berücksichtigen: Natürlich wollten die europäischen Käufer bzw. Leser solcher Schriften möglichst aufsehenerregende und spektakuläre Berichte lesen und keine trockenen, wissenschaftlichen Abhandlungen mit langweiligen Alltäglichkeiten. Insofern sind die in Europa im 16. Jh. und darüber hinaus veröffentlichten Darstellungen von vornherein verzerrt. Zudem war es den in Amerika als Eroberer und Kolonisatoren wirkenden Autoren natürlich wichtig, die indigene Bevölkerung als möglichst wild und zivilisierungsbedürftig zu

beschreiben, um die Eroberung zu rechtfertigen. Ähnlich ging schon Caesar in den ethnographischen Exkursen des *Bellum Gallicum* bei der Beschreibung der Gallier vor.

Columbus (1493)

In seinem ersten Brief aus der „Neuen Welt“ (1493) beschreibt Christoph Columbus das Aussehen sowie die Lebensweise der indigenen Bevölkerung, der er auf den karibischen Inseln begegnet war. Einige Auszüge aus dem Brief werden hier dreisprachig angegeben: Die spanische und lateinische Version zusammen mit einer deutschen Übersetzung in der Mitte:

(8) *Cuius et omnium aliarum <insularum>, quas ego vidi et quarum cognitionem habeo, incolae utriusque sexus nudi semper incendunt praeter aliquas feminas, (...).*

(8) Allerdings laufen die Einwohner beiderlei Geschlechts dieser und aller anderen Inseln, die ich gesehen und von denen ich Kenntnis habe, immer nackt herum, (...).

(8) *La gente de esta isla y de todas las otras que he hallado y he habido noticia, andan todos desnudos, hombres y mujeres, así como sus madres los paren, aunque algunas mujeres se cobijan un solo lugar con una hoja de hierba o una cofia de algodón (...).*

Carent hi omnes, ut supra dixi, quocumque genere ferri. Carent et armis, utpote sibi ignotis, nec ad ea sunt apti; non propter corporis deformitatem, sed quia sunt timidi ac pleni formidine. (...)

Sie haben auch keine Waffen, die sind ihnen nämlich unbekannt, und sie sind nicht dafür geeignet; nicht aufgrund eines körperlichen Defekts, sondern weil sie ängstlich und voller Furcht sind (...).

Ellos no tienen hierro, ni acero, ni armas, ni son para ello, no porque no sea gente bien dispuesta, salvo que son muy temerosos a maravilla. (...)

Ceterum ubi se cernunt tutos, omni metu repulso sunt admodum simplices ac bonae fidei et in omnibus, quae habent, liberalissimi. (...)

Sobald sie aber sehen, dass sie sicher sind und alle Angst verloren haben, sind sie ganz arglos, zutraulich und in allem, was sie haben, sehr freigebig.

Mas son así temerosos sin remedio. Verdad es que, después que se aseguran y pierden este miedo, ellos son sin engaño y liberales de lo que tienen (...).

(10) *Nullam hi noverunt idolatriam. Immo firmissime credunt omnem vim, omnem potentiam, omnia denique bona esse in caelo, meque inde cum his navibus et*

(10) Sie kennen keinen Götzendienst; im Gegenteil: Sie glauben ganz fest, dass alle Kraft, alle Macht, schließlich dass alles Gute im Himmel ist und dass ich

Y no conocían ninguna secta ni idolatría salvo que todos creen que las fuerzas y el bien es en el cielo, y creían muy firme que yo con estos navíos y gente venía

nautis descendisse; atque hoc animo ubique fui susceptus, postquam metum repulerant. (...) semper putant me desiluisse e caelo, quamvis diu nobiscum versati fuerint hodieque versentur. Et hi erant primi, qui id, quocumque appellebamus, nuntiabant, alii deinceps aliis elata voce dicentes: „Venite, venite et videbitis gentes aethereas!“ (...)

mit diesen Schiffen und Seeleuten von dort herabgekommen bin; ...

Sie glauben immer noch, dass ich vom Himmel herabgestiegen sei, obwohl sie schon lange mit uns Umgang hatten und heute noch haben. Und sie waren die ersten, die das, wo auch immer wir anlandeten, verkündeten; die einen sagten es darauf den anderen mit lauter Stimme: „Kommt, kommt und ihr werdet ein Volk des Himmels sehen.“

del cielo, y en tal catamiento me recibían en todo cabo, después de haber perdido el miedo ...

... están de propósito que vengo del cielo, por mucha conversación que hayan habido conmigo; y éstos eran los primeros a pronunciarlo adonde yo llegaba, y los otros andaban corriendo de casa en casa y a las villas cercanas con voces altas: „¡Venid, venid a ver la gente del cielo ...!“

Der lateinische Textabschnitt lässt sich im Unterricht gut mit der spanischen Version abgleichen oder man kann solche Texte gleich fächerübergreifend im Latein- und Spanischunterricht (bzw. auch im Geschichtsunterricht mit der deutschen Übersetzung) parallel einsetzen. Die Darstellung des Columbus weist auf den ersten Blick eigentlich keine offen negative Darstellung der indigenen Bevölkerung auf. Vielmehr gibt sich der Verfasser hier fast fürsorglich gegenüber den einheimischen Inselbewohnern. Allerdings wird doch das europäische Überlegenheitsgefühl durch die Betonung der Naivität der Indigenen deutlich: Sie halten die Europäer für höhere Wesen.

Der Text enthält auch eine Passage (Kap. 10) zu den religiösen Vorstellungen der indigenen Bevölkerung: Hier stellt sich die Frage, woher Columbus schon im ersten Jahr seiner Amerika-Reise so detaillierte Informationen haben konnte, die sich ja nicht einfach durch die äußere Betrachtung der Sitten und Gebräuche erschließen konnten. Kompetente Übersetzer konnten zu einem so frühen Zeitpunkt kaum zu Verfügung stehen und sind in diesem Text

auch nicht erwähnt. Insofern wird klar, dass der Text eine Mischung aus echten Informationen bzw. Fakten, Stereotypen und reinen Mutmaßungen darstellt. Für die Auswertung solcher Texte ist also weniger der Wert als echte historische Quelle, sondern eher Perspektivierung der Darstellung und die Auswahl der Inhalte relevant, d. h.: Was hat die europäischen Leser am meisten angesprochen?

In diesem Zusammenhang ergeben sich weitere Fragen nach möglichen indigenen Quellen oder eben auch die Frage nach Übersetzern/Dolmetschern, die entsprechende Informationen liefern und eine zuverlässige Kommunikation sicherstellen konnten. Solchen Fragen hat sich die Forschung erst erstaunlich spät gestellt. Vor nicht allzu langer Zeit ist eine Überblicksdarstellung hierzu von Camilla Townsend (2019) erschienen, die zum einen nach den sprachlichen Kommunikationsmöglichkeiten und indigenen Quellen, aber auch nach den Interessen der Leser solcher Reiseberichte fragt und sie entsprechend interpretiert. Townsend nennt eine erstaunlich große Zahl von Texten indigener Autoren, die z. T. in amerikanischen

Sprachen oder auf Spanisch bzw. Latein verfasst sind und tatsächlich Auskunft über eine indigene Perspektive der Eroberung geben. Allerdings steckt die Erforschung und Edition dieser Texte noch in den Anfängen und war aufgrund der stark eurozentrischen Perspektive der Forschung bislang kaum im Blick. Allein dies kann ein interessanter Befund für Schülerinnen und Schüler sein, die sich mit diesem Thema im Latein-, Geschichts-, Spanisch- oder auch Englischunterricht beschäftigen.

Das dringende Bedürfnis nach Übersetzern/Dolmetschern führte übrigens dazu, dass früh indigene Kinder oder Jugendliche von den Spaniern geraubt und dann quasi zweisprachig aufgezogen wurden (allerdings gab es diesen Kinderraub auch umgekehrt von indigener Seite): So standen seit dem Beginn des 16. Jh. tatsächlich mehrsprachige Personen zur Verfügung, die die Kommunikation sicherstellten. Ein berühmtes Beispiel ist die aus einer aztekischen Familie stammende Geliebte des Hernán Cortés namens Malinche (ca. 1504–1529), die mit 14 Jahren als Sklavin in spanische Dienste kam und dort Spanisch lernte. Sie war aufgrund ihrer Beherrschung des Spanischen und mehrerer indigener Sprachen eine überaus einflussreiche Person im Umfeld von Hernán Cortés (Henderson et al. 2023).

Im Zusammenhang mit Columbus lohnt eine Beschäftigung mit der Rezeption dieses „Entdeckers“, der in den folgenden Jahrhunderten als Lichtgestalt und mit einer ganzen Reihe neulateinischer Heldenepen gefeiert wurde (König 2021). Im spanischsprachigen Amerika handelt es sich naturgemäß um eine höchst umstrittene Figur und auch der eurozentrisch-beschönigende Ausdruck *descubrimiento* „Entdeckung“ gilt schon seit Jahrzehnten als nicht mehr politisch korrekt. Gleichwohl ist

in vielen Staaten Amerikas seit gut 100 Jahren – wie oben angedeutet – mit Columbus der offizielle Feiertag des 12. Oktober verbunden. Hier können Schülerinnen und Schüler selbstständig recherchieren, in welcher Weise man diesen Tag in bestimmten Ländern begeht und wie er bewertet wird (Drüding 2024). Seit rund 30 Jahren wird der Columbus-Gedenktag in etlichen amerikanischen Staaten umbenannt und heißt heute z. B. „Tag der Indigenen Bevölkerung“, „Tag der Interkulturalität“, „Tag der Dekolonisation“ oder ähnlich (Kubal 2008). In den letzten Jahren gab es immer wieder Beschädigungen oder Zerstörungen von Denkmälern europäischer „Entdecker“ – v. a. im englischsprachigen Raum. Auch diese Art des Umgangs mit Denkmälern lässt sich gut im Unterricht diskutieren: Wer genau zerstört die Denkmäler (nur indigene Personen) warum? Ist es wirklich zielführend, die Denkmäler einfach zu zerstören oder gäbe es andere Möglichkeiten, sich mit der Eroberungsgeschichte auseinanderzusetzen?

Vespucci (1502/3)

Einige Jahre nach Columbus verfasste Vespucci seine Reiseberichte, die aus einer ganz anderen Region Amerikas, nämlich dem Norden des heutigen Brasiliens stammen. Dort beschreibt er die Lebensweise der heute noch in Brasilien ansässigen Tupí folgendermaßen (Mundus Novus 4):²

4) *Tantam in illis regionibus gentis multitudinem invenimus, quantam nemo dinumerare poterat – gentem, dico, mitem atque tractabilem. Omnes utriusque sexūs incedunt nudi, nullam corporis partem operientes (...). Non habent pannos neque laneos neque lineos neque bombycinos, quia nec eis indigent; nec habent bona propria, sed omnia communia sunt; vivunt simul sine rege, sine imperio. Et unusquisque sibi ipsi dominus est. Tot uxores ducunt, quot volunt. Et filius coit cum matre*

et frater cum sorore; et primus cum prima; et obuius cum sibi obuia. Quotiens volunt, matrimonia dirimunt.

(...) Praeterea nullum habent templum et nullam tenent legem, neque sunt idolatrae. Quid ultra dicam? Vivunt secundum naturam et Epicurei potius dici possunt quam Stoici.

Non sunt inter eos mercatores neque commercia rerum. Populi inter se bella gerunt sine arte, sine ordine. Seniores suis quibusdam contionibus iuvenes flectunt ad id, quod volunt, et ad bella incendunt, in quibus crudeliter se mutuo interficiunt. Et quos ex bello captivos ducunt, non eorum vitae <causā>, sed sui victūs causā occidendos servant; nam alii alios et victores victos comedunt; et humana <caro> est eis communis in cibis. (...) Ego hominem novi, qui plus quam ex trecentis humanis corporibus edisse vulgatur.

Auffällig sind hier einige Parallelen zu Columbus, die auf die Benutzung von dessen Reiseberichten schließen lassen: Die Einheimischen sind ein aus europäischer Perspektive typisches „Naturvolk“ (*vivunt secundum naturam*):³ Sie sind nackt (auch die Frauen), zutraulich, freigebig bzw. besitzlos und haben keine „echte“ Religion. Hier kommt die Promiskuität in Verbindung mit Inzest hinzu, ebenso wie ein ausgeprägter Kannibalismus, der eigentlich den am Anfang genannten Eigenschaften (*mitem atque tractabilem*) widerspricht. Vespucci erwähnt hier noch mehr als Columbus vor allem Eigenschaften, die bei den europäischen Lesern Erstaunen und Schrecken erregen. Dies rechtfertigt dann auch die mit der Eroberung (angeblich) verbundene Zivilisierung der „Barbaren“: Die Europäer „befreien“ sie geradezu vom Kannibalismus und verhelfen ihnen durch die Christianisierung zu einer „ordentlichen“ Religion. Zugleich greift Vespucci hier stark auf die Stereotype des antiken Barbarendiskurses zurück: Auch schon bei Autoren wie Herodot, Caesar oder Tacitus zeichnen sich

die „Barbaren“ durch die immer gleichen Eigenschaften aus: Sie sind Naturvölker, häufig nackt, abergläubisch, kennen Menschenopfer oder gar Kannibalismus, leben inzestuös etc. (Schmitz 2023; Wesselmann 2023). In der bebilderten Ausgabe von Froschauer (1505) finden sich dann Abbildungen der Tupí, die man gut mit modernen, im Netz leicht auffindbaren Informationen zu den heutigen Tupí-Völkern abgleichen kann. Wie Froschauer zeigt, sind die Tupí keineswegs nackt, sondern tragen eine Art Bastrock und Federschmuck, was der Angabe in dem möglichst reißerisch gestalteten Text klar widerspricht (*incedunt nudi nullam corporis partem operientes*). Interessanterweise scheinen sich Federschmuck und Bekleidung seit dem 16. Jh. kaum geändert zu haben.

Sepúlveda / de las Casas (1550)

Zum Abschluss folgen Textbeispiele aus der oben erwähnten Debatte (*Junta de Valladolid*) zur Frage der Behandlung und Rechtstellung unterworfenen Völker in Amerika. Hintergrund war die zunehmende Kritik v. a. von theologischer Seite an der grausamen Behandlung und Versklavung der indigenen Bevölkerung in den Kolonien. Vorausgegangen war immerhin schon 1537 die Bulle Papst Pauls III. *Sublimis Deus*, in der er die Menschenwürde der Indigenen hervorhob und deren Versklavung verbot.⁴ Der seit 1516 regierende König (Kaiser) Karl I. (V.) übernahm diese päpstliche Auffassung im Prinzip, konnte sie aber in der Praxis kaum durchsetzen: Der Arm der Krone reichte nicht wirklich bis ins weit entfernte Amerika, wo die Konquistadoren weitgehend unbehelligt ihren Geschäften nachgehen konnten. Gleichwohl versuchte Karl in seinem Gesetzgebungswerk *Nuevas Leyes* (1542) die Menschenrechte der neuen Untertanen in Amerika durch das Verbot

von Versklavung und Zwangsarbeit zu schützen (Abschnitte 21–25). Die sich in zwei Etappen über mehrere Monate hinziehende Debatte von 1550 stellte einen neuerlichen Versuch dar, seine ideologischen Gegner von der Gültigkeit der universellen Menschenrechte zu überzeugen (Hernandez 2001). Eingeladen waren etliche bedeutende Gelehrte und Theologen der Zeit. Allerdings konnte sich keine der beiden Seiten am Ende als eigentlicher Gewinner des Disputs fühlen. In seiner *Apologia* rechtfertigt der Theologe und Humanist Sepúlveda die unmenschliche reale Praxis in Amerika u. a. mit folgenden Argumenten (*Apologia* 1–4):

Optimo iure isti barbari a Christianis in dictionem rediguntur:

Primum, quia sunt ... naturā barbari (...). Huiusmodi autem gentes iure naturae debent humanioribus et praestantioribus parēre, ut melioribus moribus et institutis gubernentur; sed si admoniti imperium recusent, possunt armis cogi, et id bellum erit iustum iure naturae, ut auctor est Aristoteles.

Secundo isti barbari implicati erant gravissimis peccatis contra legem naturae, cuius ignoratio nemini suffragatur (...).

Tertio (...) cum isti barbari singulis annis milia innocentium hominum ad impias aras daemoniorum mactarent (...)

Quarto homines (...) ad suam certam perniciem contententes (...) etiam invitos ad salutem retrahere iuris est divini et naturalis (...). Si quis dubitat omnes homines, qui extra Christianam religionem vagantur, aeterna morte perire, non est Christianus.

Sepúlveda entmenschlicht die Indigenen durch die Bezeichnung als Barbaren: Damit greift er auf eine seit der Scholastik beliebte aristotelische Definition zurück, gemäß derer die Barbaren keine vollwertigen Menschen darstellen und insofern auch keinen Anspruch auf volle Menschenrechte haben können.⁵ Dies begründet er weiter aus christlicher Perspektive mit dem vermeintlich sündhaften Verhalten und den

Menschenopfern unter den amerikanischen Völkern. Schließlich hält er es für einen Akt der Seelenrettung zugunsten der „Heiden“, wenn sie notfalls auch durch Zwang zum Christentum gebracht werden. Die Kriege, die die Eroberer gegen die Azteken oder Inka geführt haben, waren insofern auch „gerechte Kriege“, als sie zu einer Verbesserung der Verhältnisse in Amerika geführt hätten.

Auch hier ist wieder gut erkennbar, wie stark antike Argumentationsmuster in der frühen Neuzeit nachwirken und dann aufgegriffen werden, wenn man sie für die eigenen Zwecke nutzen kann. Zudem ist hier bereits ein ausgeprägter Rassismus erkennbar, der philosophisch mit der Lehre des Aristoteles begründet wird: Die weißen Europäer sind die überlegenen Herrenvölker, die geradezu die Pflicht haben, andere Völker zu beherrschen – ein Muster, das sich bis ins 20. Jahrhundert durch die koloniale Politik der europäischen Großmächte zieht.

Zu diskutieren wäre noch der nicht unwichtige Punkt der von Sepúlveda erwähnten Menschenopfer bei Kulthandlungen, die sicher (z. B. bei den Azteken) auch der historischen Realität entsprachen. Ob die von den Europäern angegebenen Massen-Tötungen historisch korrekt waren, ist freilich eine andere Frage. Die christlichen Europäer kannten in Mittelalter und Neuzeit durchaus vergleichbare Tötungsakte aus religiösen Gründen: Einmal die Hexenverbrennungen und zum anderen die Inquisition mit der häufig praktizierten Verbrennung der „Ketzer“. Auch hier wurden Menschen aus religiösen Gründen in durchaus großer Zahl getötet, um einem (vermeintlich) göttlichen Gebot zu entsprechen. Diese Parallele wird natürlich nirgends in den christlichen bzw. europäischen Argumentationsschriften der Zeit gezogen, kann und sollte aber im Unterricht behandelt werden.

In seiner Entgegnung antwortet der Dominikaner-Pater de las Casas auf die o.g. Argumente folgendermaßen (*Adversus ... apologia* 1–3):

Indorum gens non est tali barbarie barbara. Non enim stupidi vel efferi sunt, sed res publicas – etiam longe antequam Hispanicum nomen audivissent – recte institutas habebant, nimirum optimis legibus, religione et institutis sobrie compositas... ... nimirum gubernati legibus, quae plurimis in rebus nostras <leges> superabant (...)

Hispani (...) barbari sunt et barbaris peiores. ... Idolorum autem cultores Indi ... numquam (...) Christianae veritatis doctrinam audiverunt; unde minus peccant quam Iudaei vel Saraceni. Excusat enim aliquantulum ignorantia (...)

Ubi infideles huius modi crimen committentes (scilicet occidere infantes ad immolandum vel comedendum) invenirentur, non semper bello infestandi sunt; (...) sed prius ponderandum est, ne, ut impediamus mortem paucorum innocentium, regna integra diruamus, odium Christianae religionis infigamus animis illorum. (...)

Wie man sieht, dreht de las Casas das Barbaren-Argument geschickt um: Er definiert Barbarentum nicht wie Aristoteles/Sepúlveda ethnisch-genetisch, sondern eher ethisch. Damit sind die grausamen Spanier bzw. Europäer die eigentlichen „Barbaren“. Zudem weist er zurecht auf die amerikanischen Staatswesen hin, die bereits vor der Eroberung durch die Spanier existierten und in vieler Hinsicht sogar europäischen Staaten überlegen waren. Auch wenn er natürlich das Christentum für die beste aller Religionen hält, lehnt er Zwangsmissionierung klar ab wie überhaupt jegliche Gewalt, um das Christentum nicht bei der indigenen Bevölkerung verhasst zu machen. Gleichwohl ist auch de las Casas trotz dieser modern anmutenden Auffassungen nicht in jeder Hinsicht mit heutigen Wertvorstellungen vergleichbar: Bei genauerer Lektüre seiner Werke finden sich

ebenso wie bei den meisten anderen zeitgenössischen Autoren viele Stellen, die von einer prinzipiellen Überlegenheit der europäischen Völker ausgehen. Auch kann de las Casas als Dominikaner nicht die Gleichwertigkeit unterschiedlicher Religionen anerkennen.

Fazit

Eine Beschäftigung mit dem Thema Kolonialismus eröffnet vielfältige Perspektiven: Zunächst einmal zeigt es die Präsenz des Lateinischen als globaler „Weltsprache“ der Neuzeit auf. Texte mussten in der frühen Neuzeit auf Latein publiziert werden, um ein internationales Publikum zu erreichen. Die Debatte um den Kolonialismus ist zudem ein hochaktuelles Thema, das unser (bzw. Europas) Verhältnis zu anderen Teilen der Welt bis heute sehr entscheidend prägt: Die vielen, z. T. sich sogar verstärkenden Vorbehalte ehemaliger Kolonialvölker gegenüber einem als arrogant und heuchlerisch empfundenen Europa oder „Westen“ wirken sich massiv auf das politische Klima und die wirtschaftlichen Machtverhältnisse in der Welt aus. Insofern muss es ein wichtiger Teil der Schulbildung Europas sein, sich mit der Geschichte des Kolonialismus vertieft auseinanderzusetzen, um die Befindlichkeiten außereuropäischer oder nicht-westlicher Staaten zu verstehen. Dazu kann besonders der Lateinunterricht beitragen, weil alle frühen Basistexte, die für die Begründung kolonialer Ideologien oder auch deren Widerlegung (Bulle *Sublimis Deus*; de las Casas) auf Latein verfasst sind und auf antiken Fundamenten ruhen. Durch die Lektüre solcher Texte im Original können Lernende und Forschende mit Lateinkenntnissen eine echte Expertenperspektive auf diesem historisch wichtigen Gebiet anwenden und das Thema des Kolonialismus in seiner historischen und ideologischen Tiefe

erfassen. Schließlich ist bei diesem komplexen Thema eine transdisziplinäre Herangehensweise unabdinglich: Das Thema betrifft ebenso Fächer wie Englisch/Anglistik/Amerikanistik, Spanisch/Romanistik, Geschichte, Religion, Ethik und Politik(wissenschaft). Insofern kann gerade dieses Thema einen echten Beitrag zu einer umfassenden Allgemeinbildung leisten.

Literatur:

- Sebastian Conrad: Deutsche Kolonialgeschichte, München 2019⁴.
- Seymour Drescher, "Whose abolition? Popular pressure and the ending of the British slave trade." *Past & Present* 143 (1994): 136–166.
- Howard French: *Born in Blackness. Africa, Africans and the Making of the Modern World*, London 2021.
- Dorit Funke: „Wilde sind’s“: Die Darstellung der indigenen Bevölkerung bei Kolumbus, Vespucci und Sepulveda, in *AU* 2023/1, S. 31-40.
- Markus Drüding: Christoph Kolumbus. Ein Grund zum feiern?, in: *Geschichte lernen* 218 (2024) 58-61.
- Götz Großklaus: *Das Janusgesicht Europas. Zur Kritik des kolonialen Diskurses*, Bielefeld 2017.
- James D. Henderson, Linda R. Henderson, and Suzanne M. Litrel: *Malinche, 1504?–1528?*. In: dies.: *Ten notable women of colonial Latin America*, Lanham/Maryland 2023.
- Hernandez, Bonar Ludwig (2001): *The Las Casas-Sepúlveda Controversy: 1550-1551*, San Francisco 2001.
- Inter caetera (Alexander VI.): [https://la.wikisource.org/wiki/Inter_caetera_\(quarto_nonas_Maii_1493\)](https://la.wikisource.org/wiki/Inter_caetera_(quarto_nonas_Maii_1493))
- Joachim Klowski: *Mundus Novus. Amerigo Vespucci's Brief über die Entdeckung der „Neuen Welt“ (Disputanda)*, Stuttgart 2002.
- Joachim Klowski / Eckart Schäfer: *Mundus Novus. Lateinische Texte zur Eroberung Amerikas*, Stuttgart 1991.
- Gerd Johann König: *Kolumbus-Epik*, Berlin 2021.
- Timothy Kubal: *Cultural Movements and Collective Memory: Christopher Columbus and the Rewriting of the National Origin Myth*, New York 2008.

- Alexander Micha: *Konquistadoren in Peru (Clara)*, Göttingen 2012.
- Marina Münkler: *Anbruch einer neuen Zeit. Das dramatische 16. Jahrhundert*, Berlin 2024.
- Jürgen Osterhammel: Vom Umgang mit dem „Anderen“. Zivilisierungsmissionen – in Europa und darüber hinaus. In: Boris Barth et al.: *Das Zeitalter des Kolonialismus*, Stuttgart 2007.
- Céline Roque: *Lucrece en Amérique: les indiens épicuriens d'Amerigo Vespucci*, in: HAL open science 2010: <https://shs.hal.science/halshs-00459129/document>
- Dietmar Schmitz: *Griechen, Römer und Barbaren. Texte verschiedener Autoren zum Umgang mit fremden Völkern*, Stuttgart 2023.
- Camilla Townsend: *The Fifth Sun. A New History of the Aztecs*, Oxford 2019.
- Robert Wallisch (Hrsg.): *Der Mundus Novus des Amerigo Vespucci. Text, Übersetzung und Kommentar*, Wien 2012³.
- Robert Wallisch: *Kolumbus. Der erste Brief aus der Neuen Welt. Lateinisch/Deutsch*, Stuttgart 2000.
- Norbert Schulz (Hrsg.): *Amerigo Vespucci: Mundus Novus (mit Zweittexten) (= Neulateinische Texte für den altsprachlichen Unterricht. Vivarium, Series neolatina. Band 2)*, Butjadingen 2007.
- Michiel van Groesen, Larry E. Tise (Hrsg.): *America. Taschen*, Köln 2019.
- Katharina Wesselmann: *Ψεύσματα ποικίλα: Lukians Wahre Geschichten und Amerigo Vespucci's Berichte aus der Neuen Welt*, in: *AuA* 60 (2023) 100-116.

Anmerkungen:

- 1) Es handelt sich bei dem Beitrag um eine schriftliche Fassung des entsprechenden Vortrags beim DAV-Bundeskongress in Wuppertal im April 2024. Das Konzept entstammt dem Orientierungsrahmen „Bildung für nachhaltige Entwicklung“ für die Alten Sprachen (Sek. II; publ. voraussichtlich 2025). Für etliche wichtige Hinweise danke ich besonders meinen Kolleginnen und Kollegen Prof. Dr. Katharina Wesselmann, Dr. Katja Sommer, Steffen Ritzmann und Dr. Dietmar Schmitz.
- 2) In der kommentierten und zweisprachigen Akademie-Ausgabe von Wallisch (2012³) findet sich zusätzlich eine etwas spätere italienische

Übersetzung des lateinischen Textes, die man im Unterricht ebenfalls vergleichend hinzuziehen kann.

- 3) Dass dies als epikureisch bezeichnet wird, hängt vermutlich mit einer für die Renaissance häufigen Verwendung des Begriffs „epikureisch“ für naturhaft bzw. unzivilisiert zusammen (vgl. Roque 2010).

- 4) Die deutsche Übersetzung der Bulle ist verfügbar unter http://www.stereo-denken.de/sublimis_deus.htm.
- 5) Aristoteles bezeichnete in seiner Nikomachischen Ethik den Barbaren als φύσει δοῦλος (1252a ff.).

PETER KUHLMANN

Martials Epigramm 10,47: *Prudens simplicitas* als Maxime für ein glücklicheres Leben

Martials Epigramm 10,47 zählt zu den sehr bekannten und häufig besprochenen nicht-satirischen¹ Epigrammen dieses äußerst vielseitigen Dichters des 1. Jh. nach Christus. Thema des Epigramms, das im ersten Vers mit *vitam ... beatiorem* markant an den Anfang gestellt wird, ist die Vorstellung von einem glücklicheren Leben, die Glücksvorstellung eines poetischen Sprechers,² der nicht ohne weiteres mit Martial als Autor gleichzusetzen ist.³ Dass die in diesem Epigramm Martials vorgetragene Sicht einer *vita beatorum* Parallelen zu den Vorstellungen des Aristoteles, vor allem aber zu den Gedanken Epikurs und zu den Schriften des Horaz, aufweist, ist in der Forschung des Öfteren vertreten worden.⁴ Der Komparativ *beatiorem* im überschriftartigen Vers 1 des Epigramms 10,47 deutet allerdings darauf hin, dass es in diesem Gedicht nicht um eine Definition einer vollendeten *vita beata* philosophischer Schulen oder gar um eine Überbietung der *vita beata* der Philosophen⁵ geht – die Erlangung eines glücklichen Lebens war bekanntlich oberstes Ziel antiker Philosophie –, sondern um ein sich im Alltag verwirklichendes und den konkret erlebten Alltag aufwertendes Glück oder Glücksgefühl. Dazu passt, dass in den folgenden Versen ganz konkrete Faktoren aufgeführt werden, die den Alltag glücklicher werden lassen können,⁶ die – für den poetischen Spre-

cher⁷ und den Adressaten Iulius Martialis, der in der Forschung mit dem guten und langjährigen gleichnamigen Freund Martials gleichgesetzt und vom poetischen Sprecher mit dem Superlativ *iucundissime* angesprochen wird⁸ – zu einer *vita beatorum* führen können.

Grundlegend für ein glücklicheres Leben ist nach Ansicht des poetischen Sprechers ein Vermögen, das ein gutes Auskommen ermöglicht, ein Vermögen, das nicht durch Erwerbsarbeit erworben wird, sondern das Resultat eines Erbes ist.⁹ In diesem Wunsch spiegelt sich zum einen die Einstellung höherer römischer Kreise wider, die Lohnarbeit wie z. B. Handwerk zum Unterhalt des Lebens verachteten, obwohl eine solche Arbeit das Leben der allermeisten Römer prägte.¹⁰ Zum anderen aber – und dieser Aspekt dürfte im Kontext des Gedichtes stärker ins Gewicht fallen – zeugt der Wunsch des Sprechers von einem ruhigen, stressfreien Leben, das nicht durch die Sorge um das alltägliche Auskommen und nicht durch die zeitlichen Zwänge und personellen Abhängigkeiten in Folge einer Lohnarbeit geprägt ist.¹¹ Insofern spiegelt dieser Wunsch die epikureische Haltung wider, Schmerz und Unannehmlichkeiten zu meiden und dem Geld keinen Wert an sich beizumessen, wozu ein selbst erarbeitetes Vermögen führen könnte.¹²

Zur materiellen Grundlage gehört für den poetischen Sprecher auch ein *non ingratus ager*, ein nicht undankbarer Acker. Gedacht ist hier sicher an ein kleines und doch landwirtschaftlich ertragreiches Landgut, das Martial des Öfteren mit *ager* bezeichnet (2,38,1.2; 9,54,8; 10,58,9) und das elementare Lebensbedürfnisse und Unabhängigkeit zu sichern vermag.¹³ Neben dem Materiellen kann in dem Begriff *non ingratus ager* auch die Vorstellung mitschwingen, dass ein Landgut als Rückzugsort (vgl. 2,38) und damit als Ort der Erholung von den strapaziösen Tätigkeiten in der Großstadt Rom dient.¹⁴ Zu einem solchen Leben der Entspannung auf dem Land passt der folgende Glücksaspekt *focus perennis* – ein Herd, der geradezu ein Topos des Landlebens darstellt,¹⁵ zumal die Wohnungen des Großteils der Bevölkerung in Rom keine Herde zum Kochen bzw. Heizen besaßen.¹⁶ Ob das bei Martial singuläre Attribut *perennis* aber so aufzufassen ist, als beziehe es sich auf ein nie verlöschendes Herdfeuer, wie einige Interpreten übersetzen,¹⁷ oder auch als beziehe es sich allein auf die Idylle des Landlebens,¹⁸ erscheint fraglich. Gedacht werden kann wohl auch daran, dass der Sprecher sich einen Herd auch in der Stadt wünscht – einige Epigramme Martials sprechen von „Habenichtsen“ in Rom, die eben keinen Herd zur Verfügung haben (1,32,1; 1,92,5). Der Ausdruck *focus perennis* kann dann übersetzt werden mit „ein Herd, das ganze Jahr hindurch“¹⁹ – also auch während des Aufenthalts in der Stadt – und würde so auf ein entsprechendes Haus in der Stadt (Rom) verweisen, das dem Sprecher für ein glücklicheres Leben dort (vgl. das ebenfalls an Iulius Martialis adressierte Epigramm 5,20) wichtig wäre.

Außerdem wünscht sich der poetische Sprecher die völlige Abwesenheit von Streit bzw. von Prozessen (*lis numquam*): Martial verwendet

den Begriff *lis*, vor allem im Plural, häufig zur Bezeichnung von Prozessen (2,64,7; 5,20,6; 6,19,2; 7,65,1; 12,68,3; 12,72,3), wobei sehr oft die Abneigung diesen gegenüber zum Ausdruck kommt (7,65,1; 12,68,3; vor allem im auch an Iulius Martialis gerichteten Epigramm 5,20,6; vgl. 2,90,10). Der nächste Glücksaspekt, *toga rara*, besagt, dass sich der Sprecher wünscht, möglichst selten die Toga zu tragen oder tragen zu müssen. Das Ehrenkleid des römischen Bürgers, das aus einer langen, schweren Stoffbahn bestand und sehr kompliziert anzulegen war, musste in der Zeit Martials bei allen öffentlichen, d. h. offiziellen Veranstaltungen, z. B. bei Prozessen, bei der Ausübung eines Amtes, bei Opfern und Spielen und auch bei der Tätigkeit als Klient getragen werden.²⁰ Sehr häufig beklagt sich Martial in seinen Epigrammen über die Mühen des Klientendienstes und die Missachtung der Klienten durch ihre Patrone insbesondere bei der morgendlichen Begrüßung der Patrone durch ihre Klienten.²¹ Daher kann davon ausgegangen werden, dass der poetische Sprecher in Epigramm 10,47 an Klientendienst denkt, allerdings deutet *toga rara* darüber hinaus auf ein Meiden öffentlicher Verpflichtungen im Allgemeinen hin.²² Insofern stellt dieser Wunsch „eine römische Konkretisierung des $\lambda\acute{\alpha}\theta\epsilon\ \beta\acute{\iota}\omega\sigma\alpha\varsigma$ Epikurs“²³ dar. Offenbar als Folge der vorhergehenden Faktoren nennt der Sprecher als nächsten Glücksaspekt – auch hiermit an die Maximen Epikurs erinnernd²⁴ – ein ruhiges, ausgeglichenes Gemüt (*mens quieta*).

Des Weiteren führt der Sprecher *vires ingenuae* auf, natürliche, „eingeborene“²⁵ Kräfte, die Kräfte eines Freigeborenen, die – wie die meisten Kommentatoren interpretieren²⁶ – im Gegensatz stehen zu den Körperkräften eines Sklaven oder Athleten. Martial verwendet das Adjektiv *ingenuus* mehrfach zur Bezeichnung

eines Freigeborenen im Gegensatz zu einem Sklaven oder Freigelassenen, so vor allem in Epigramm 3,33,1.4, aber auch in 10,82,6 und 3,46,6.²⁷ Allerdings zeigt das Wortspiel und der Parallelismus in 12,3,5-6 (*tu facis ingenium, tu, si quid posse videmur; tu das ingenuae ius mihi pigritiae*) deutlich die auch inhaltliche Nähe des Adjektivs zum Substantiv *ingenium*, das von Martial häufig in der Bedeutung „Talent“, „geistige Begabung/Fähigkeit“ und insbesondere zur Bezeichnung der literarischen Begabung gebraucht wird (z. B. 1,0,5; 5,27,1; 5,56,10; 5,63,4; 8,18,10; 8,55,3; 9,50,1). In Epigramm 8,70, einem Epigramm auf die Selbstbescheidung Nervas als Dichter, werden die Worte *vires* und *ingenium* unmittelbar nebeneinandergestellt (*vires ingeniumque*); in 8,73,3 ist im Zusammenhang literarischer Fähigkeiten von *vires* die Rede (*si dare vis nostrae vires animosque Thaliae*). Von daher ist es m. E. möglich, *vires ingenuae* in 10,47 auch und vor allem in geistiger Hinsicht als Talente bzw. geistige Fähigkeiten zu deuten. Neben dem Geistigen – der Chiasmus *vires ingenuae/salubre corpus* deutet an, dass nun ein anders gearteter Aspekt folgt – ist auch ein gesunder Körper²⁸ (*salubre corpus*) ein wichtiger Faktor für ein Leben, das von einem Glücksgefühl geprägt ist.

Wie für Epikur²⁹ sind auch für den Sprecher des Epigramms 10,47 Freunde zur Verwirklichung einer *vita beatior* wichtig. Die Freunde werden hier durch das Adjektivattribut *pares* näher charakterisiert, was von den meisten Kommentatoren in Hinblick auf die Gesinnung verstanden und mit „gleichgesinnte Freunde“ übersetzt wird.³⁰ Darüber hinaus kann man unter *pares amici* auch an Freunde desselben sozialen Stands, an Freunde „of one's own class“³¹ denken und den Begriff hinsichtlich der bei Martial häufiger thematisierten

Patron-Klient-Beziehung deuten. Tatsächlich verwendet Martial – wie allgemein üblich – das Wort *amicus* häufiger zur Bezeichnung sowohl des Klienten (z. B. 2,32,7; 2,74,6; 3,7,4; 3,36,1; 3,46,11) als auch des Patrons (5,22,13; 10,19,3; 10,70,5). In Epigramm 2,18,2.4.6 nutzt Martial den Begriff *pares* in Bezug auf einen Klienten, der behauptet, seinem Patron gleich zu sein, da auch dieser seinerseits Klient eines Patrons sei: *iam sumus ergo pares*. Dennoch dürfte *pares amici* hier in 10,47 „nicht in einem spezifischen Sinne“³³ gebraucht sein, sondern allgemein Freunde meinen, die die gleichen Interessen, die gleichen Einstellungen und die gleichen Lebensumstände miteinander teilen. Ähnlich formuliert Horaz in Epistel 1,5, einer Einladung an einen Torquatus zu einem bescheidenen Mahl. Der Gastgeber will dafür Sorge tragen, dass sowohl unter den vertrauten Freunden niemand ist, der Gesagtes nach außen trägt, als auch dass „Gleiche“ zusammenkommen: *haec ego procurare ... imperor ..., ne fidus inter amicos sit qui dicta foras eliminat, ut coeat par iungaturque pari* (epist. 1,5,21-26). Gleiche Interessen, Einstellungen und Bedürfnisse sind wohl auch die Voraussetzung für ein ungezwungenes, lockeres Zusammensein, das der Sprecher in 10,47 als nächsten Glücksfaktor aufführt: *convictus facilis*. Der Begriff *convictus* erscheint bei Martial nur noch im Vorwort des 12. Epigrammbuches (12,0,12) und bezeichnet hier gesellschaftliche Treffen, auf die der Dichter fern der Hauptstadt verzichten muss. Von daher ist eine Engführung des Begriffs auf lockere Zusammenkünfte und Tischgesellschaften speziell auf dem Land, wie L. und P. Watson deuten,³⁴ unwahrscheinlich. In 10,47 dürfte mit *convictus facilis* eher allgemein an die „lockere Geselligkeit“³⁵ vor allem am Abend und bei der *cena*,³⁶ gedacht sein. Gemeint ist eine „Geselligkeit, die nicht durch

gesellschaftliche Rücksichten und Anstrengungen beschwert ist“.³⁷ Vielleicht werden auch hier Assoziationen aufgerufen zum Klientensystem: Eine ungezwungene Geselligkeit zwischen gleichen Freunden war bei der *cena*, zu der unter anderem Klienten eingeladen sein konnten, nämlich oft gerade nicht gegeben. Vielmehr ließen die Patrone manchmal den niedrigeren sozialen Stand der Klienten z. B. durch unterschiedliche Speisen oder Getränke deutlich werden und machten Witze auf Kosten der Klienten.³⁸ Umgekehrt werden die Klienten sicher genau darauf geachtet haben, was sie in einer solchen Tischgesellschaft äußerten. Was *convictus facilis* beim Mahl bedeutet, zeigt der Sprecher des auf 10,47 folgenden Epigramms 10,48 deutlich: die Möglichkeit, Scherze zu machen, frei zu reden, ohne es am nächsten Morgen bereuen zu müssen, in lockerer und den Alltag betreffender Unterhaltung beisammen zu sein (10,48,21-24).

In Zusammenhang mit dem Glücksfaktor *convictus facilis* spielt der nächste Aspekt *sine arte mensa* klar auf die *cena*, das gemeinschaftliche Mahl am späten Nachmittag, an. Sehr häufig nämlich bezeichnet Martial mit *mensa* speziell den Tisch des Mahls (z. B. 1,103,8; 3,32,2; 3,58,42; 7,48,1; 8,49,1; 9,34,3; 10,48,13; 10,96,10 u. ö.), bisweilen stellt er die Begriffe *mensa* und *cena* als Einheit zusammen (z. B. 3,45,1; 9,14,1) oder nutzt den Begriff synonym für „Speise“ (z. B. *summa mensa*, Hauptgericht: 10,37,9; *secunda mensa/secundae mensae*, zweiter Gang oder Nach„tisch“: 3,17,1; 3,50,6; 5,78,11). Die dem Substantiv *mensa* vorangestellte Qualifizierung *sine arte* kann zum einen konkret an einen kunstlosen, unverzierten Speisetisch denken lassen oder allgemeiner an ein einfaches Mobiliar und unaufwendiges Tafelgeschirr.³⁹ Darüber hinaus kann – insbe-

sondere im Licht von *convictus facilis* – auch angespielt werden auf ein Mahl, das auf ein aufwendiges Unterhaltungsprogramm, wie es häufig üblich war,⁴⁰ verzichtet. Die Abneigung gegen ein allzu üppiges oder auch langweiliges Begleitprogramm kommt z. B. in Epigramm 5,78,25-29 (siehe auch 3,50) zum Ausdruck, einer Einladung zu einem bescheidenen Mahl (*cenula*: 5,78,22.31) im Haus des Sprechers des Gedichts. Es ist aufschlussreich, dass der Sprecher dem Eingeladenen garantiert, beim Mahl ganz er selbst sein zu können, nichts vorlügen zu müssen und sich auch nichts Erfundenes anhören zu müssen (5,78,23-24). In 9,35 lädt der Sprecher des Gedichts einen Philomusus zur *cena* ein unter der Bedingung, auf seine Künste (*artibus/artes*: 9,35,1.11) zu verzichten und das Mahl nicht – wie sonst – durch seine erfundenen Geschichten und Informationen zu prägen. In Epigramm 10,47 wird bei *sine arte mensa* aber vor allem an die Art der Speisen gedacht sein. Nicht erlesenste und teure Speisen aus fernen Ländern zum Beispiel oder auch raffiniert angerichtete Speisen⁴¹ scheinen den Sprecher des Gedichts zu erfreuen, sondern eine einfache, „bodenständige“ Kost.⁴² Der Wunsch nach solchen „rustikalen“ Speisen wird z. B. auch in den Epigrammen 5,78, 10,48 und 12,48 zum Ausdruck gebracht.

Den nun folgenden drei Glücksaspekten, die den weiteren Tagesverlauf nach der *cena* in den Blick nehmen, widmet der poetische Sprecher jeweils einen eigenen Vers, wobei die ersten beiden Aspekte durch negierte Attribute – wie in Vers 3 – näher qualifiziert werden. Zunächst denkt der Sprecher offenbar an die Fortsetzung der *cena* mit dem Genuss von Wein, vielleicht an ein Trinkgelage, das sich oft an die *cena* anschließen und bis tief in die Nacht dauern konnte.⁴³ Dabei macht er deutlich, dass der

Genuss von Wein – der nicht explizit genannt, aber hier wohl vorausgesetzt wird – nicht zur Trunkenheit führen soll (*nox non ebria*; vgl. 10,87,11: *pugnorum reus ebriaeque noctis*). Zu einem glücklicheren Leben gehört also ein „Maßhalten beim Trinken, das vor Unbeherrschtheit bewahrt und dabei eine von Sorgen unbeschwerte Heiterkeit schafft.“⁴⁴ Ob der Sprecher hier auf die „für Horaz besonders wichtige Vorstellung vom Wein als Brecher der Sorgen“⁴⁵ anspielt, ist aber fraglich. Eher wünscht sich der Sprecher einen Alltag, der Trunkenheit – der Begriff *ebrietas* erscheint bei Horaz epist. 1,6,16 durchaus positiv – als „Seelenrösterin“ gar nicht nötig hat, da er frei ist von Sorgen (*soluta curis*), die er durch Alkohol vergessen machen müsste.

Im Folgenden nennt der Sprecher ein durchaus lustvolles Liebesleben, das aber im Rahmen des moralisch Anerkannten bleiben soll (*non tristis torus et tamen pudicus*). Mit *torus* muss nicht unbedingt ein Ehebett⁴⁶ gemeint sein, da Martial den Begriff außer für das Ehebett (z. B. 7,74,8; 8,43,2) allgemein zur Bezeichnung eines Bettes, einer Liege (z. B. eines Speiseseofas: 2,59,3; 4,8,6) und eines Liebeslagers (z. B. 7,30,2; 9,29,10; 11,81,2) nutzt. Das metonymisch verwendete Attribut *tristis* bezieht sich auf die, die das Bett als Ort ihres Liebeslebens nutzen. Der Sprecher des Epigramms hat hier wohl eine Frau⁴⁷ im Sinn, die nicht *tristis* ist, die nicht von prüdem Verhalten⁴⁸ geprägt ist. Martial nutzt den Begriff *tristis* häufiger in sexuellem Kontext zur Bezeichnung eines gestrengen, spröden Verhaltens.⁴⁹ So erscheint das Wort in Zusammenhang mit der ablehnenden Reaktion des Lesers sexuell freizügiger Epigramme (1,0,12; 1,3,10; 11,20,2; in allen drei Fällen werden die Texte als lasziv bezeichnet). In 1,62,2 wird *tristis* gebraucht in Bezug auf Laevina, die keusch und prüder als ihr gestrenger Ehemann war,

bis sie sich in Baiae in einen jüngeren Mann verliebte. In 11,104,4 kritisiert der Sprecher des Gedichts, der gerne die Nächte mit dem Trinken von Wein verbringt, seine Ehefrau, da sie nur Wasser trinke⁵⁰ und sich beeile, *tristis* von der Tafel aufzustehen. Patricia A. Watson hat überzeugend aufgezeigt, dass mehrfach in den Gedichten Martials gewünscht wird, dass auch die *matrona*, die verheiratete Frau, ihrem Ehemann gegenüber die in der Öffentlichkeit geforderte *dignitas* und Zurückhaltung ablege und sich ihm gegenüber lustvoll verhalte.⁵¹ Ob sich *pudicus* in 10,47 (bei Martial außerdem noch: 2,54,2; 4,6,1; 6,4,5; 8,54,4; 9,5,2; 9,66,1; 10,35,16; 11,104,15) allein auf eheliche Treue bezieht, wie Watson interpretiert,⁵² bleibt aber ungewiss, da Martial mit diesem Wort auch anständige unverheiratete Frauen⁵³ bezeichnet (4,6,1; siehe auch Epigramm 9,5). Allgemein kann der Sprecher an ein Liebesleben denken, das zwar lustvoll ist, aber die Gesetze nicht bricht⁵⁴ und die guten Sitten nicht verletzt – ein Aspekt, den auch Epikur in diesem Zusammenhang fordert.⁵⁵

Zum Abschluss des Katalogs mit konkreten Glücksfaktoren und damit auch den Tagesablauf beschließend erwähnt der Sprecher einen festen Schlaf ohne Unterbrechungen (*somnus, qui faciat breves tenebras*; vgl. 2,90,10). „Der von Sorgen nicht gestörte Schlaf gehört zum Glück des naturgemäßen Lebens im epikureischen Sinne“.⁵⁶

Am Ende des Gedichts werden dann als Quintessenz⁵⁷ und gleichsam als Gipfel des Ganzen die Zufriedenheit mit dem eigenen Sein (*quod sis, esse velis nihilque malis*)⁵⁸ und eine Einstellung zum Tod genannt, die diesen weder fürchtet noch als Erlösung (eines unglücklichen Daseins) herbeiwünscht (*summum nec metuas diem nec optes*). Damit schließt das Gedicht

„mit einer Formulierung, die einer Grundlehre epikureischer Ethik entspricht.“⁵⁹

Das Epigramm, das im Versmaß des Hendekasyllabus geschrieben ist,⁶⁰ ist klar gegliedert: Die ersten beiden Verse nennen das Thema und den Adressaten und fungieren als Überschrift⁶¹ (*haec sunt*) für die im Folgenden genannten Glücksfaktoren. Die Verse 3 bis 11 stellen eine Aufzählung, einen Katalog von Glücksfaktoren, dar, bei dem die einzelnen Begriffe im Nominativ asyndetisch und ungekünstelt – aber nur scheinbar kunstlos⁶² – nebeneinandergestellt werden und attributiv (meist mit einem Adjektivattribut) erläutert werden. Drei der Faktoren werden durch jeweils zwei kontrastierende Adjektivattribute näher beschrieben (*non ... sed; non ... et tamen*).⁶³ Der Schlussfaktor *somnus* wird durch einen attributiven Relativsatz näher charakterisiert. Außer diesem Relativsatz in Vers 11 fehlen in dem Mittelteil (vv. 3-11) Prädikate und Satzstrukturen.⁶⁴ Es handelt sich bei diesem Mittelteil des Gedichts um eine Aufzählung von Glücksfaktoren, wobei der Sprecher nach Darstellung der materiellen Grundlage (vv. 3-4) den Ablauf eines Tages „durchbuchstabiert“.⁶⁵ Die Verse 12-13 sind vom Mittelteil formal deutlich abgehoben: Sie enthalten fünf Prädikate und sprechen ein Du an, nehmen damit zumindest formal Bezug auf den in v. 2 genannten Adressaten.⁶⁶ Der Aspekt des Todes, der im letzten Vers mit *summum ... diem* euphemistisch in den Blick gerückt wird, verweist zurück auf das *vitam* von v. 1. „So wird der chronologische Ablauf eines einzelnen Tages mit dem Ablauf eines vollständigen individuellen Lebens verschränkt.“⁶⁷

Im Zentrum des 13 Verse umfassenden, in der Grobstruktur chiasmisch aufgebauten Epigramms steht der bisher nicht erwähnte Ausdruck *prudens simplicitas*. Auch G. Dam-

schon, der v. 7 und daraus resultierend die Freundschaft als formale und inhaltliche Mitte des Epigramms heraushebt,⁶⁸ sieht in *prudens simplicitas* insofern einen Zentralbegriff. Er interpretiert *prudens simplicitas* in Bezug auf das Verhalten eines Individuums: „Wer *simplex* ist, windet sich nicht, er ist einfach und gerade heraus in seinen Worten und Handlungen. *Simplicitas* bezeichnet mithin die Einfachheit, Offenheit und Aufrichtigkeit einer Person. [...] Als Korrektiv dient die Klugheit in ihren Formen als Rücksicht, Umsicht und Vorsicht, als bewusstes Wissen um das eigene Handeln und schließlich als Kundigkeit, die auf Erfahrung beruht. Die *prudens simplicitas* ist also eine Einfachheit höherer Stufe, die sich in einer zwar maskenlosen, aber bewusst bedachten Offenheit gegenüber anderen Menschen zeigt.“⁶⁹ In dieser Weise interpretieren die meisten Kommentatoren den Begriff und beziehen ihn auf das folgende *pares amici*. Für W. Heilmann drückt der Begriff „die kluge, taktvolle Offenheit, Rechtschaffenheit, Natürlichkeit des Verhaltens“⁷⁰ aus, E. Schäfer deutet *prudens simplicitas* als „ein ungekünsteltes, aber nicht plumpe Verhalten“⁷¹, V. Schoplick spricht von einem „Verhalten, das nicht mit undurchschaubaren Tricks arbeitet“.⁷² U. Walter übersetzt den Ausdruck als „kluge Offenheit“⁷³ P. Barié und W. Schindler schreiben „kluge Einfalt“.⁷⁴ Vor allem L. und P. Watson („frankness tempered with discretion“),⁷⁵ A. Spisak („guilelessness not naive“)⁷⁶ und C. Francis betonen die Verbindung mit dem folgenden *pares amici* und sehen in *prudens simplicitas* ein Merkmal der Freundschaft, die es ermögliche, frei zu sprechen und Kritik mit Lob zu verbinden.⁷⁷ Für diese verbreitete Sicht, dass mit *prudens simplicitas* eine aufrichtige, aber nicht naive Offenheit gegenüber den Mitmenschen gemeint sei und dass der Begriff auf

die Freundschaft zu beziehen sei, spricht, dass auch die anderen Glücksfaktoren innerhalb eines Verses in Beziehung zueinander stehen. Des Weiteren kann als Argument der Sprachgebrauch Martials angeführt werden. Weitere vier Mal erscheint *simplicitas* (allerdings im Ablativ; im Nominativ kommt das Wort nur in 10,47 vor) in Martials Epigrammen und bezeichnet Aufrichtigkeit, Redlichkeit gegenüber anderen (so 1,39,4 in Bezug auf Decianus, einen Freund Martials, und 8,73,2 in Bezug auf Istantius, einen Patron Martials) und die Offenheit, Direktheit und Laszivität der Sprache (im Proöm zu Buch 1 in Bezug auf die anstößige Sprache der Epigrammdichtung Martials und in 11,20,10 bezogen auf die anzügliche Sprache in einem Epigramm des Augustus).⁷⁸ Auch das Adjektiv *simplex* bezeichnet oft das offene, aufrichtige, arglose und unverdorbene Verhalten Mitmenschen gegenüber (1,87,8; 3,42,3; 6,7,6; 6,59,7; 9,15,2; 9,40,4; 10,33,1; 10,62,1; 10,83,9; 12,35,3; in Verbindung mit einem Verb des Sagens 3,54,2; 11,63,4; 12,35,1; 14,215,1; vgl. auch 10,13,3 in Verbindung mit *ab annis* zur Bezeichnung der Kindheit und 10,13,3 bezogen auf das Futter für Fische), wird von Martial aber auch zur Bezeichnung einfacher, bescheidener Gegenstände genutzt. So ist in 12,66,7 die Rede von einem *non simplex Delphica*, einem nicht einfachen, also aufwendig gearbeiteten delphischen Dreifuß. In 8,8,40, einem Dankepigramm an Domitian für die Erneuerung alter Bräuche, wird in Bezug auf den Kampf in der Arena gesprochen von *simpliciore manu*, einem Kampf mit einfacherer Hand, d. h. ohne Waffen. Auch Horaz nutzt das Adjektiv *simplex* – das Substantiv kommt bei ihm nicht vor – zur Bezeichnung einfacher Dinge: in sat. 2,2,73, bezogen auf Essen im Gegensatz zu luxuriösen Speisen, in carm. 1,38,5 von der Myrte im

Gegensatz zu persischem Prunk und zur Rose, in ars 203 von der einfachen Flöte im Gegensatz zur Trompete und in sat. 2,4,64 von einer einfachen Oliventunke. Das Adjektiv *prudens* begegnet sonst nicht mehr bei Martial, das Substantiv *prudencia* findet sich im Werk Martials gar nicht.⁷⁹ Die Tatsache, dass die Worte *prudens* und *simplicitas* – jedenfalls im Nominativ – bei Martial nur hier vorkommen, deuten auf eine besonders bewusste Setzung durch den Autor hin. Auffällig ist auch die „Zusammenrückung von zunächst gegensätzlich erscheinenden Begriffen“.⁸⁰ Vor allem aber dadurch, dass der Begriff im Zentrum des chiastisch verfassten Gedichts steht, ist er als besonders bedeutsam herausgehoben. Im Vergleich mit den anderen Begriffen ist er abstrakter und semantisch unbestimmter. Alle anderen Begriffe – abgesehen vielleicht von dem oben besprochenen *vires ingenuae* und *mens quieta*, die aber durch die vorangegangenen Ausdrücke semantisch klar definiert werden – bezeichnen Konkretes. *Prudens simplicitas* ist dagegen so abstrakt und semantisch unbestimmt, dass es von vielen Interpreten erst durch das folgende (!) *pares amici* bestimmt wird. Demgegenüber erscheint mir der Begriff *prudens simplicitas* als Mitte des Epigramms der Zentralbegriff des gesamten Gedichts zu sein und das zu bezeichnen, was als Tenor oder Maxime der Vorstellung einer *vita beatior* anzusehen ist.⁸¹

In 10,47 wird das Leben eines Menschen gezeichnet, der über ein gewisses Vermögen und einen gewissen Grundbesitz verfügt, der in der Gesellschaft steht (*toga rara; convictus facilis*), der Freundschaft und Liebe genießt, der ohne Sorgen mit sich im Reinen ist, dem Tod furchtlos gegenüber steht und ihn erst recht nicht als Erlösung seines Daseins herbeisehnen muss. Dargestellt wird ein Glück in gemäßigt

Wohlstand.⁸² Dennoch ist das hier gezeichnete Leben nicht das eines reichen Menschen der Oberschicht, der über erheblichen Besitz und großen Luxus verfügt und politisch und gesellschaftlich engagiert ist. Ein solcher Mensch hätte zur hier beschriebenen Ungezwungenheit, Muße und Sorglosigkeit, wenn überhaupt, nur selten Zeit und Gelegenheit. Das in 10,47 vorgestellte Leben ist eher ein Leben, das gewollt die Waage hält u. a. zwischen Reichtum und Armut sowie zwischen öffentlichem Engagement und gesellschaftlicher Bedeutungslosigkeit. Es ist ein Leben, das gerade mit diesem Mittleren zufrieden ist, weil gerade das Mittlere zwischen den Extremen als Garant für ein glücklicheres Leben erscheint. Insofern scheint, wie in der Forschung bereits mehrfach vertreten,⁸³ Epigramm 10,47 die *μεσότης*-Lehre der griechischen Philosophie, insbesondere des Aristoteles, widerzuspiegeln.

Wie allgemein für die griechische Philosophie, so besteht auch für Aristoteles das höchste Ziel des Menschen in der Erlangung eines glücklichen Lebens, der *Eudaimonia*.⁸⁴ Sie kommt zustande, „wo sowohl sinnliche als auch geistige Bedürfnisse erfüllt werden und worin jemand seine Fähigkeiten am besten entfalte[t]; das vollendete Glück kann demnach nur als Ganzes gedacht werden, das von Vernunft geprägt ist und zugleich der persönlichen Neigung entspricht und sowohl Sittlichkeit als auch Wohlbefinden umfasst.“⁸⁵ Letztlich verwirklicht sich das Glück im Handeln des Menschen,⁸⁶ indem die natürlichen Begierden „unter Berücksichtigung der eigenen Individualität und der konkreten Wirklichkeit“⁸⁷ mithilfe der Vernunft in ein richtiges Maß gebracht werden.⁸⁸ Hierbei gilt es, die rechte Mitte (*μεσότης*) zwischen zwei falschen Extremen zu erfassen.⁸⁹ Betont werden muss, dass

die rechte Mitte zwischen den Extremen weder Mittelmäßigkeit meint noch ein mathematisch feststellbarer Mittelwert ist, sondern „eine allein auf subjektiver Vernunftüberlegung beruhende Entscheidung“⁹⁰ darstellt. Dass die in Epigramm 10,47 vorgetragenen Gedanken einer *vita beatior* mit einer individuell formulierten und vernünftigen Vermeidung von Extremen zu den philosophischen Theorien des Aristoteles passen, ist offensichtlich. Dennoch muss fraglich bleiben, ob Martial bei der Formulierung der *vita beatior* in Epigramm 10,47 bewusst oder unbewusst auf Aristoteles Bezug nimmt. Denn der Grundgedanke, dass sich Glück im alltäglichen Tun durch ein vernünftiges Vermeiden von Extremen und durch Wahrung des rechten Maßes verwirklichen lässt, ist ein in der griechischen Philosophie und Literatur häufig anzutreffender Gedanke.⁹¹

Bereits Demokrit lehrt eine „Ethik des Maßes und der Besonnenheit“.⁹² Für ihn besteht die Glückseligkeit, die *Euthymia*, „wesentlich in der Ruhe und Heiterkeit des Gemütes“,⁹³ „in einem ausgeglichenen Zustand der Seele, der der permanenten Harmonie bzw. Seelenruhe gleichkommt.“⁹⁴ Eine solche Ausgeglichenheit und Seelenruhe kann der Mensch nach Demokrit erreichen „durch Mäßigung des Genusses und entsprechend rechtes Maß der Lebensführung. Dasjenige, was zu wenig und zu viel ist, pflegt in sein Gegenteil umzuschlagen und verursacht dadurch große Bewegungen innerhalb der Seele.“⁹⁵ Die *Euthymia* kann folglich derjenige erlangen, „dem es kraft vernünftiger Einsicht gelingt, alle äußeren und inneren Störungen der Seele fernzuhalten und sich in Mäßigung, Besonnenheit und Genügsamkeit zu üben.“⁹⁶

Auch für Epikur, der nicht nur in der Atomlehre, sondern auch in der Ethik die Lehren Demokrits aufgreift und weiterentwickelt,⁹⁷ ist

Seelenruhe (ἀταραξία) für die Glückseligkeit entscheidend.⁹⁸ Die ausgeglichene Ruhe der Seele wird nach Epikur erreicht durch einen Zustand der Lust (ἡδονή), wobei Lust das Freisein von körperlichem Schmerz und von Störung der Seelenruhe meint.⁹⁹ Es geht letztlich um die Vermeidung von Unlust und keineswegs um ungezügelter Hedonismus. Im Gegenteil: Es bedarf zur Vermeidung von Unlust und Schmerz der vernünftigen Einsicht (φρόνησις) des Individuums,¹⁰⁰ einer rationalen Lebensführung, die auf einer vernünftigen Beurteilung von Faktoren beruht, die die Seelenruhe stören könnten, wie z. B. des Einflusses der Götter oder des Todes,¹⁰¹ und der des Weiteren eine vernünftige Unterscheidung und Bewertung der Begierden zugrunde liegt.¹⁰² Unnatürliche und nichtige Begierden wie z. B. nach Ruhm, Macht, großem Reichtum und Luxus „führen zu Unruhe, Furcht und Anspannung und erzeugen daher Unlust“.¹⁰³ Letztlich ist also auch die auf ein glückliches, lustvolles Leben abzielende Ethik Epikurs geprägt durch eine auf vernünftiger Abwägung beruhende Wertschätzung von Genügsamkeit und einem maßvollen Begehren.¹⁰⁴

Den hier nur grob skizzierten Lehren des Aristoteles, des Demokrit und des Epikur ist die Erlangung eines glücklichen Lebens gemeinsames oberstes Ziel. Bei aller Unterschiedlichkeit der philosophischen Schulen sehen alle genannten Philosophen das rechte Maß im Leben, das Finden und Halten der Mitte, das vernünftige Abwägen dessen, was gut und schlecht, was Lust und Unlust erzeugt, als entscheidend an zur Erreichung dieses Ziels. Besonnene Genügsamkeit, vernünftiges Sich-Bescheiden und Konzentration auf Einfaches gelten ihnen zur Erlangung eines glücklichen Lebens für unerlässlich. Das Bemühen

des Individuums, in den verschiedensten Situationen des Lebens mit Hilfe der Vernunft das Mittlere zu finden, dieser Gedanke des rechten Maßes war „ein Kerngedanke der griechischen Lebenslehre zu allen Zeiten“¹⁰⁵ und „klingt in der griechischen Spruchdichtung und Lyrik hundertfältig wider“.¹⁰⁶

Doch ist dieses Gedankengut auch in Rom verschiedentlich aufgegriffen worden, z. B. von Horaz.¹⁰⁷ Horaz ist freilich kein Philosoph im engeren Sinne, auch wenn er sich in epist. 1,4,16 scherzhaft als ein Schwein aus der Herde Epikurs bezeichnet.¹⁰⁸ Aber auch er „philosophiert“ über das Leben, denkt nach über die Erreichung eines glücklichen Lebens – Gedanken, die in seinen verschiedenen Werken vielfach Niederschlag gefunden haben. Fasst man die diesbezüglichen Gedanken nivellierend zusammen, so zeigt sich, dass „Horaz“¹⁰⁹ das Glück in einem ruhigen, gelassenen, von innerem Seelenfrieden geprägten, freien und genussvollen Leben im Hier und Heute sieht.¹¹⁰ Wie Epikur geht es ihm um ein Vermeiden von Schmerz, Unlust und innerer Unruhe. Deshalb lehnt er Habgier, Ehrgeiz und (unnatürliche) Begierden ab.¹¹¹ Stattdessen hält er das Erlangen eines ruhigen und durchaus genussvollen Lebens durch ein vernünftiges Sich-Bescheiden für möglich¹¹² – ein Weg, der vom Individuum eingeschlagen und letztlich konsequent gegangen werden muss.¹¹³ Dass dieses Sich-Bescheiden mit der Befriedigung der natürlichen Bedürfnisse keineswegs ein Leben in Armut oder im „Zuwenig“ meint, macht Horaz dabei deutlich.¹¹⁴ Vielmehr geht es auch ihm¹¹⁵ um das Erkennen und Wahren des rechten Maßes, um das Halten einer vernünftigen¹¹⁶ Mitte zwischen den Extremen.¹¹⁷ Diesen Gedanken hat Horaz in Carmen 2,10,5 in eine sprichwörtlich gewordene Formulierung gekleidet: *aurea mediocritas*.¹¹⁸ Die goldene

Mitte, der goldene Mittelweg, der Weg zwischen den Extremen, wie er ihn in den Versen 1 bis 4 dieses Gedichts am Bild der Seefahrt verdeutlicht, führt den Menschen zu einem rechten (*rectius*, v. 1), sicheren (*tutus*, v. 6) und besonnenen (*sobrius*, v. 8)¹¹⁹ Leben. Das an einen Licinius¹²⁰ adressierte Gedicht formuliert insofern eine Lebensregel, „einen Maßstab des Richtigen, einen Weg zum Glück.“¹²¹ Dabei ist das an den Anfang des Gedichts gestellte *rectius vives* sicher nicht in moralischem Sinn zu verstehen, sondern bezeichnet das gute, das glückliche Leben,¹²² das – wie dann im Folgenden formuliert wird – durch das Halten der Mitte zwischen den Extremen verwirklicht wird. Das Halten der Mitte bedarf kluger Entscheidung (*diligit*) und beständigen Tuns, wie die Bilder der Seefahrt zeigen (vv. 1-4 und vv. 21-24), und es muss letztlich zu einer im Inneren wertgeschätzten Überzeugung¹²³ und sich im Äußeren auswirkenden Lebenshaltung werden. Dass also auch für Horaz das Halten der Mitte nicht etwa Mittelmäßigkeit bedeutet, sondern letztlich etwas ganz Wertvolles ist, zeigt seine Formulierung von der *aurea* (!) *mediocritas*:¹²⁴ Das Halten des rechten Maßes und damit einhergehend das Vermeiden der Extreme sind der wichtigste Garant zum Erreichen eines guten, eines glücklichen Lebens.

Martials Epigramm 10,47 fügt sich in den hier dargestellten, aber keineswegs Anspruch auf Vollständigkeit erhebenden, antiken Gedankenrahmen eines glücklichen Lebens gut ein. Auch in diesem Epigramm wird eine *vita beatior* gezeichnet, die geprägt ist von innerer Ruhe und Zufriedenheit mit dem eigenen Sein (*lis numquam, toga rara, mens quieta; nox non ebria sed soluta curis; somnus qui faciat breves tenebras; quod sis esse velis nihilque malis, summum nec metuas diem nec optes*), von geistig-kör-

perlichem Wohlbefinden (*vires ingenuae, salubre corpus*), von heiterer Gelassenheit und bescheidenem Genuss (*pares amici, convictus facilis, sine arte mensa; non tristis torus et tamen pudicus*) und von einem gemäßigten Reichtum fernab öffentlicher Verpflichtungen (*res non parata labore sed relicta, non ingratus ager, focus perennis; pares amici, convictus facilis, sine arte mensa*). Das vor Augen geführte Leben scheint, wie bereits gesagt, bewusst das rechte Maß, das Mittlere zwischen den Extremen, zu suchen und gleichermaßen ein „Zuviel“ wie ein „Zuwenig“ vermeiden zu wollen. Es ist ein Glück, das wie bei Aristoteles, Demokrit, Epikur und Horaz in einem Sich-Bescheiden mit dem Einfachen zu verwirklichen gesucht wird – einem Sich-Bescheiden, das auf dem einsichtigen Entscheiden des Individuums beruht (vgl. *velis/nihilque malis*). Diese Sicht einer vernünftigen Einfachheit,¹²⁵ die die Mitte zwischen den Extremen hält, also das rechte Maß kennt, scheint Martial mit der programmatischen Formulierung *prudens simplicitas* in die Mitte seines Epigramms gestellt zu haben.

Dass Martial mit seinem Epigramm bewusst auf die Vorstellungswelt der griechischen Philosophie rekurriert, soll nicht behauptet werden. Auch wenn das Epigramm 10,47 und andere Epigramme Martials philosophische und insbesondere epikureische¹²⁶ Sichtweisen widerspiegeln, so ist doch unstrittig, dass Martial kein Philosoph im engeren Sinne ist.¹²⁷ Es geht in seinen „philosophischen“ Gedichten nicht um die Darstellung einer philosophischen Lehre, sondern – wie auch bei Horaz¹²⁸ – um Lebensphilosophie, um konkrete Faktoren zur Bewältigung des Alltags, wie es überhaupt in seinen Gedichten um das konkrete Leben von Menschen geht. Es kann allerdings als sicher gelten, dass Martial das Werk des Horaz kannte

und dass er in seinen Gedichten Gedanken des Horaz aufgriff.¹²⁹ Jedenfalls zeigen sich Bezüge zwischen Martials Epigramm 10,47 und dem Carmen 2,10 des Horaz: Beiden ist das Thema eines besseren, eines glücklicheren Lebens gemeinsam (*rectius vives – vitam ... beatiorem*), das in beiden Texten überschriftartig an den Anfang gestellt wird. Bei beiden Gedichten findet sich der Komparativ (*rectius – beatiorem*) und beide weisen einen Wechsel zwischen Abstraktem und Konkretem auf. In Horazens Carmen werden die abstrakten Begriffe (*rectius/auream mediocritatem*) durch konkrete, anschauliche Bilder verständlich gemacht. Bei Martial wird die *vita beator* – um den abstrakten Begriff *prudens simplicitas* herum – durch Zeichnung eines konkreten Lebens- und Tagesablaufs anschaulich vor Augen gestellt. Vielleicht hat Martial bei der Formulierung des Epigramms 10,47 durchaus unbewusst die in seiner Welt geläufigen Gedanken von einem glücklichen Leben assoziiert und mit dem programmatischen Ausdruck *prudens simplicitas* einen Parallelbegriff zur *aurea mediocritas* des Horaz geprägt.

Auch in anderen Epigrammen Martials wird die Mitte zwischen den Extremen und das Leben in einem bescheidenen Genuss als Garant für ein freies und glückliches Leben herausgestellt. Auf zwei Epigramme sei hier besonders hingewiesen:¹³⁰ In Epigramm 1,57¹³¹ antwortet der Sprecher des Gedichts auf die (im Text vorausgesetzte) Frage eines Flaccus, welche Art von Mädchen dem Sprecher gefalle: *nolo nimis facilem difficilemque nimis*. Der Chiasmus und die Antithese zeigen deutlich, dass dem Sprecher weder ein zu gefügiges noch ein zu sprödes Mädchen gefällt, dass also Extreme abgelehnt werden. In den folgenden Versen 3 (und 4) wird

der Wert der rechten Mitte durch den Wechsel ins Neutrum programmatisch gepriesen: *illud quod medium est atque inter utrumque probamus* (v. 3).¹³² In Epigramm 2,53¹³³ zeigt der Sprecher dem Adressaten Maximus auf, was ein freies (und damit letztlich glückliches) Leben bedeutet: ein Sich-Bescheiden mit einfachen Speisen und billigem Tafelwein, einfachem Tafelgeschirr und Kleidung „ohne modischen Schnickschnack“,¹³⁴ einem kleinen Haus und einer nicht zu kostspieligen Geliebten. Vers 9 macht deutlich, dass dieses Sich-Bescheiden, dieses bewusst einfache Leben in der Willenskraft des Angesprochenen wurzelt und geistige Größe erfordert (*haec tibi si vis est, si mentis tanta potestas*).¹³⁵

Zusammenfassend sei gesagt, dass in Martials Epigramm 10,47 ein glücklicheres Leben gezeichnet wird, das von innerer Ruhe und Seelenfrieden, von Wohlbefinden und bescheidenem Genuss sowie von gemäßigtem Wohlstand geprägt ist und das letztlich auf einem vernünftigen Erkennen und Halten des rechten Maßes beruht. Es geht im Kern bei der in Epigramm 10,47 präsentierten Vorstellung eines glücklicheren Lebens um eine vernünftige Einfachheit, die als Garant zu einem Leben in Ruhe angesehen wird. Das vernünftige Sich-Bescheiden dürfte in dem Begriff *prudens simplicitas* von Martial zum Ausdruck gebracht werden. Damit entspricht es wohl dem, was Horaz als *aurea mediocritas* bezeichnet: Ein vernünftiges Abwägen, ein vernünftiges Sich-Entscheiden und Sich-Bescheiden mit der Befriedigung der naturgegebenen Bedürfnisse, die *aurea mediocritas* oder – mit Martial gesprochen – die *prudens simplicitas*, führen den Menschen in seinem Alltag zu einer *vita beator*.

Literatur:

- Adamik, T. (1975): Martial and the „vita beator“, *Annales Universitatis Budapestinensis. Sectio Classica* 3, S. 55-64.
- Barié, P.; Schindler, W. (1995): „Der Witz ist das Epigramm auf den Tod des Gefühls“. Anziehungen und Abstoßungen bei Martial, *AU* 38/6, S. 53-68.
- Barié, P.; Schindler, W. (Hrsg.) (1999): M. Valerius Martialis. Epigramme, Düsseldorf / Zürich.
- Borzák, I. (1947): Petronius és Martialis simplicitas-a. Die simplicitas und der römische Puritanismus, *Egyetemes Philologiai Közlöny* 70, S. 1-21.
- Classen, C. J. (1985): Martial, *Gymnasium* 92, S. 329-349.
- Damschen, G. (2004): Epigramm 47. Wege zu einem glücklichen Leben, in: Damschen, G.; Heil, A., *Epigrammaton liber decimus. Das zehnte Epigrammbuch. Text, Übersetzung, Interpretationen = Studien zur klassischen Philologie* 148, Frankfurt a. M., S. 183-187.
- Forschner, M. (1993): Über das Glück des Menschen. Aristoteles, Epikur, Stoa, Thomas von Aquin, Kant, Darmstadt.
- Francis, C. (2006): Martial. Epigrammata Book X. A Commentary, Dunedin (New Zealand).
- Friedlaender, L. (1886): M. Valerii Martialis Epigrammaton Libri. Mit erklärenden Anmerkungen. Zweiter Band, Leipzig.
- Frings, U. (1985): ‚Glückseliges Leben‘ literarisch, theologisch, *AU* 28/4, S. 76-85.
- Geyer, C.-F. (1996): Philosophie der Antike. Eine Einführung, 4. Aufl., Darmstadt.
- Heilmann, W. (1984): „Wenn ich frei sein könnte für ein wirkliches Leben ...“ Epikureisches bei Martial, *Antike und Abendland* 30 (1984), S. 47-61.
- Heilmann, W. (1998): Epigramme Martials über Leben und Tod, in: Grewing, F. (Hrsg.), *Toto notus in orbe. Perspektiven der Martial-Interpretation (= Palingenesia 65)*, Stuttgart, S. 205-219.
- Hirschberger, J. (1949): *Geschichte der Philosophie. I. Teil*, Freiburg im Breisgau.
- Hofmann, W. (Hrsg.) (1997): Martial. Epigramme, Frankfurt a. M. / Leipzig.
- Holzberg, N. (1988): Martial, Heidelberg.
- Holzberg, N. (2002): Martial und das antike Epigramm, Darmstadt.
- Holzberg, N. (Hrsg.) (2008): M. Valerius Martialis. Epigramme. Lateinisch/Deutsch, Stuttgart.
- Hübner, D. (2021): Einführung in die philosophische Ethik, 3. Aufl., Göttingen.
- Keith, A. (2018): Epicurean Principle and Poetic Program in Martial, *Epigrams* 10,47-48, *Phoenix* 72, S. 319-337.
- Kißel, W. (2022): Personen und *persona* in den Epigrammen Martials (= Palingenesia 132), Stuttgart.
- Kleijwegt, M. (1998): Extra fortunam est quidquid donatur amicis: Martial on Friendship, in: Grewing, F. (Hrsg.), *Toto notus in orbe. Perspektiven der Martial-Interpretation (= Palingenesia 65)*, Stuttgart, S. 256-277.
- Knoll, M. (2017): Antike griechische Philosophie, Berlin / Boston.
- Kranz, W. (1962): Die griechische Philosophie. Zugleich eine Einführung in die Philosophie überhaupt, Berlin / Darmstadt / Wien.
- Lefèvre, E. (1993): Horaz. Dichter im augusteischen Rom, München.
- Masek, M. (2012): Geschichte der antiken Philosophie, 2. Aufl., Wien.
- Maurach, G. (1989): Geschichte der römischen Philosophie. Eine Einführung, Darmstadt.
- Maurach, G. (2001): Horaz. Werk und Leben, Heidelberg.
- Paoli, U. E. (1979): Das Leben im Alten Rom, Bern / München.
- Pentzer, M. R. (2019): Horace-ing around with Martial Book 10, *The Classical Journey* 114, S. 409-438.
- Ricken, F. (2007): Philosophie der Antike. Grundkurs Philosophie 6, 4. Aufl., Stuttgart.
- Rimell, V. (2008): Martial's Rome. Empire and the Ideology of Epigram, Cambridge.
- Schäfer, E. (1983): Martials machbares Lebensglück (Epigr. 5,20 und 10,47), *AU* 26/3, S. 74-93.
- Schnur, H. C. (Hrsg.) (1966): Martial. Epigramme, Stuttgart.
- Schoplick, V. (1985): Lebensbewältigung in der römischen Kaiserzeit. Ovids „Remedia amoris“ und andere Texte, *AU* 28/1, S. 52-64.
- Shackleton Bailey, D. R. (Hrsg.) (1990): M. Valerii Martialis Epigrammata, Stuttgart.
- Shackleton Bailey, D. R. (Hrsg.) (1993): Martial. Epigrams. Volume II = LCL 95, Cambridge / London.

- Siedschlag, E. (1979): *Martial-Konkordanz*, Hildesheim / New York.
- Spisak, A. L. (2002): *The Pastoral Ideal in Martial*, Book 10, *Classical World* 95/2, S. 127-141.
- Stein-Hölkeskamp, E. (2005): *Das römische Gastmahl*, München.
- Sullivan, J. P. (1991): *Martial: the unexpected classic. A literary and historical study*, Cambridge.
- Syndikus, H. P. (2001): *Die Lyrik des Horaz. Eine Interpretation der Oden*. Band I, 3. Aufl., Darmstadt.
- Vischer, R. (1965): *Das einfache Leben. Wort- und motivgeschichtliche Untersuchungen zu einem Wertbegriff der antiken Literatur (= Studienhefte zur Altertumswissenschaft 11)*, Göttingen.
- Walter, U. (Hrsg.) (1996): *M. Valerius Martialis. Epigramme*, Paderborn u. a.
- Watson, L.; Watson P. (2003): *Martial. Select Epigrams*, Cambridge.
- Watson, P. A. (2005): *Non tristis torus et tamen pudicus: The Sexuality of the Matrona in Martial*, *Mnemosyne* 58/1, S. 62-87.
- Weeber, K.-W. (1995): *Alltag im Alten Rom. Ein Lexikon*, Zürich.
- Weeber, K.-W. (2000): *Alltag im Alten Rom. Das Landleben*, Düsseldorf / Zürich.
- Weeber, K.-W. (2003): *Luxus im Alten Rom. Die Schwelgerei, das süße Gift ...*, Darmstadt.
- Zeller, E. (o. J.): *Grundriss der Geschichte der griechischen Philosophie*, Neuauflage der Erstauflage von 1883, Stuttgart.

Anmerkungen:

- 1) Adamik 1975, S. 60-61, zählt 10,47 zu den nicht-satirischen Epigrammen Martials. Diese Epigramme sind seines Erachtens „confessions about his desires and ideals.“ Vgl.: Damschen 2004, S. 187. Zum Text des Epigramms siehe: Shackleton Bailey 1990, S. 333-334. Zum Wortschatz der Epigramme Martials siehe: Siedschlag 1979.
- 2) Von einem „poetischen Ich“ kann keine Rede sein, da der Sprecher des Gedichts nirgends in der ersten Person spricht. Siehe: Barié/Schindler 1995, S. 65.
- 3) Vgl.: Holzberg 2002, S. 13-18, und Kleijwegt 1998, S. 256. Eine andere beachtenswerte Auffassung vertritt Kißel 2022, z. B. S. 203, der die Texte autobiographisch liest: „Autor-Ich und

dichterisches Ich sind nicht substantiell verschieden“.

- 4) Siehe hierzu vor allem: Heilmann 1984; Keith 2018; Adamik 1975. Letzterer zeigt auch Parallelen der Epigramme Martials zum Kynismus und zu stoischem Gedankengut auf. Vgl.: Watson/Watson 2003, S. 139; Heilmann 1998. Bezüglich der Bezüge zu Aristoteles siehe z. B.: Damschen 2004, S. 184; Walter 1996, S. 229.
- 5) So deutet den Komparativ: Schäfer 1983, S. 90; 92. Seines Erachtens begegnet hier ein empirischer und elementarer Glücksbegriff, eine *vita beata*, die weniger wirklichkeitsfremd als die philosophische *vita beata* und die eher zu verwirklichen ist. Damschen 2004, S. 184, spricht von einer sehr persönlichen Antwort auf die Frage, was das Leben glücklicher macht. Seiner Ansicht nach „soll keine im strengen Sinne philosophische *vita beata*, sondern ein unter den gegebenen empirischen Umständen nur relativ glückliches Leben angestrebt werden“. So: Damschen 2004, S. 185. Auch Barié/Schindler 1995, S. 64, sprechen von einem auf die empirische Person bezogenen relativen Glück, „das aufgrund momentan ungünstiger Verhältnisse noch nicht realisiert werden konnte und sich nur mit Blick auf die triste Gegenwart als ein besserer *modus vivendi* zu erkennen gibt, ein recht bescheidenes Wohlergehen also, das sich an der Wirklichkeit messen will und nicht an den Absolutheitsbestimmungen der Philosophen.“ Siehe auch: Walter 1996, S. 230. Für Watson/Watson 2003, S. 140, wird mit dem Ausdruck *vita beator* dasselbe ausgedrückt wie mit *vita beata*.
- 6) Der Konjunktiv *faciant* wird von Frings 1985, S. 80, als konsekutiver Konjunktiv gedeutet.
- 7) Nach Barié/Schindler 1995, S. 65, implizieren die Ratschläge an den Adressaten „ebenso die eigene Erwartung von einer *vita beator*.“
- 8) Siehe zu Iulius Martialis vor allem: Kleijwegt 1998, S. 273-275, der, anders als Schäfer 1983, den Adressaten nicht für einen Patron des Autors bzw. des Sprechers hält, sondern einen ähnlichen sozialen Status und ähnliche Lebensbedingungen für beide konstatiert. Siehe auch: Sullivan 1991, S. 17; Watson/ Watson 2003, S. 140; Francis 2006, S. 303-304; Kißel 2022, S. 43-44. Die Anrede verleiht laut Barié/Schindler 1995, S. 65, dem Gedicht „seinen dialoghaften Charakter und gibt das Thema als Gegenstand

- der Diskussion aus“. Der Superlativ drückt m. E. nicht aus, dass der Adressat vielleicht schon zu viel besitzt, um glücklich sein zu können (so könnte man Barié/Schindler 1995, S. 65, verstehen), sondern eher die Hochachtung gegenüber dem Angeredeten. Vgl.: 1,107,1 und 9,97,1. Siehe: Francis 2006, S. 304. Vgl. auch: Catull. 14,2.
- 9) Ob dies als Aufforderung an den Adressaten zu verstehen ist, den Sprecher in seinem Testament zu bedenken, wie Schäfer 1983, S. 90, vermutet, ist allerdings fraglich.
 - 10) Siehe hierzu: Weeber 1995, S. 17-22.
 - 11) Vgl.: Damschen 2004, S. 185.
 - 12) Vgl.: Walter 1996, S. 232; Watson/Watson 2003, S. 140; Keith 2018, S. 322-323. Siehe auch: Adamik 1975, S. 62, der auf Epikurs Sentenzen aus der Vatikanischen Spruchsammlung (Gnomologium Vaticanum; Sent. Vat.) 43 und 67 verweist.
 - 13) Vgl.: Heilmann 1984, S. 50; Walter 1996, S. 232; Watson/Watson 2003, S. 141; Damschen 2004, S. 185; Kißel 2022, S. 167. Shackleton Bailey 1993, S. 367, übersetzt: „land not unproductive“.
 - 14) Vgl.: Keith 2018, S. 323; Kißel 2022, S. 169. Zu einem Gutshof siehe: Weeber 2000, S. 94-100. Zu dem in der römischen Oberschicht beliebten zeitweiligen Aufenthalt auf dem Landgut siehe: Weeber 2000, S. 173-183. In 10,47 wird aber sicher an ein Gut in bescheidenem Ausmaße gedacht sein.
 - 15) Vgl.: Watson/Watson 2003, S. 141.
 - 16) Siehe: Weeber 1995, S. 221.
 - 17) Walter 1996, S. 228: „ein nie verlöschender Herd“; Holzberg 2008, S. 167: „ein ständiges Herdfeuer“; Hofmann 1997, S. 423: „ein Herd, der immer brennt“, Barié/Schindler 1999, S. 719: „ein Herdfeuer, das nie ausgeht“. Der Begriff *focus* begegnet bei Martial neunmal, bei Horaz viermal und bei Catull einmal. Das bei Martial singuläre Adjektiv *perennis* erscheint bei Horaz nur epist. 1,15,15 und *carm.* 3,30,1.
 - 18) Dies wird betont von Spisak 2002, S. 134-137, der allerdings selbst sagt, dass das in 10,47 thematisierte Leben für sich genommen nicht allein auf das Landleben abzielt, dass es im Kontext des 10. Buches aber so gelesen werden kann. Kritisch gegenüber Spisak und der Sicht einer Verherrlichung des Landlebens bei Martial äußert sich Rimell 2008, S. 200-204.
 - 19) Vgl.: Shackleton Bailey 1993, S. 367, und Spisak 2002, S. 135: „a fire all the year round“. Vgl. auch: Walter 1996, S. 232, der auf die Herkunft des Wortes (*per annum*) verweist. Siehe die ähnliche Verwendung von *perennis* bei Hor. *epist.* 1,15,15.
 - 20) Siehe zur Toga: Paoli 1979, S. 124-126, und Weeber 1995, S. 205-207. Vgl. 4,66,3-4; 9,100; 12,18,5.
 - 21) Siehe zum Klientelwesen in Rom zur Zeit Martials: Walter 1996, S. 284-291, und Weeber 1995, S. 211-215. Vgl. z. B.: 1,108; 3,36; 3,46; 4,8,1; 5,22; 9,100; 10,82; 12,18,3-5. Kißel 2022, der die Epigramme Martials autobiographisch deutet, beschreibt auf S. 181-185 „Martials Klientenstatus“.
 - 22) Friedlaender 1886, S. 134, deutet: „Wenig Clientendienst und überhaupt wenig Zwang“.
 - 23) Walter 1996, S. 232.
 - 24) Vgl.: Keith 2018, S. 323-324, und Walter 1996, S. 233. Vgl.: Epik. Brief an Menoikeus (*epist. Men.*) 128.
 - 25) Walter 1996, S. 233.
 - 26) Siehe z. B.: Heilmann 1984, S. 50; Watson/Watson 2003, S. 141; Damschen 2004, S. 186; Francis 2006, S. 305. Friedlaender 1886, S. 134, verweist auf *Ov. trist.* 1,5,72.
 - 27) In 6,11,6 verwendet Martial das Adjektiv im Sinne von „vornehm“, „edel“.
 - 28) Siehe: Walter 1996, S. 233. Vgl. den Dreiklang *mens, animus, corpus* bei Sen. *epist.* 10,4: *roga bonam mentem, bonam valetudinem animi, deinde corporis*. Siehe: Heilmann 1984, S. 50-51. Siehe auch: Epik. *epis. Men.* 128.131. Vgl.: Keith 2018, S. 323-324.
 - 29) Zu den Parallelen bei Epikur siehe: Heilmann 1984, S. 51, der auch auf Horaz und Catull verweist, sowie Keith 2018, S. 325; Walter 1996, S. 233; Watson/Watson 2003, S. 141, Adamik 1975, S. 62. Vgl.: Epikur. *Κύρια δόξα* (K.D.) 27.
 - 30) So z. B.: Heilmann 1984, S. 51; Barié/Schindler 1995, S. 66; Walter 1996, S. 228; Barié/Schindler 1999, S. 719; Damschen 2004, S. 185-186; Holzberg 2008, S. 169. Ähnlich verwendet Martial das Adjektiv z. B. in 4,13,8; 8,35,1; 12,58,2.
 - 31) Watson/Watson 2003, S. 141. Sie verweisen auf *Ov. trist.* 3,4,44. Dieser Interpretation schließt sich Francis 2006, S. 306, mit Verweis auf 5,20,4 an. Siehe auch: Spisak 2002, S. 136.
 - 32) Siehe: Stein-Hölkeskamp 2005, S. 93 und 37.

- 33) Heilmann 1984, S. 51.
- 34) Siehe: Watson/Watson 2003, S. 142: „in contrast to dinner parties in the city“.
- 35) So: Walter 1996, S. 228.
- 36) Auf die Tischgesellschaft hin interpretieren den Begriff die meisten Kommentatoren und Übersetzer: „eine entspannte Tischgesellschaft“ (Holzberg 2008, S. 169); „bequeme Gäste bei der Tafel“ (Hofmann 1997, S. 424); „ungezwungene Tischgesellschaft“ (Barié/Schindler 1999, S. 719). Auch Damschen 2004, S. 186, deutet: „Ungezwungenheit (bei der Tischgesellschaft am Abend)“. Zur cena siehe: Stein-Hölkeskamp 2005; Weeber 1995, S. 123-125.
- 37) Heilmann 1984, S. 51.
- 38) Siehe hierzu: Weeber 1995, S. 214. Vgl.: Stein-Hölkeskamp 2005, S. 92-101.
- 39) Zur Verwendung luxuriösen Silbergeschirrs siehe: Weeber 2003, S. 30-33. Zur Vorliebe für edle Tische, die allerdings als Präsentations-tische dienten, siehe: Weeber 2003, S. 111-114.
- 40) Siehe: Stein-Hölkeskamp 2003, S. 220-245.
- 41) Siehe: Weeber 2003, S. 16-24. Vgl.: Hor. sat. 2,8. Holzberg 2008, S. 169, übersetzt: „ein Mahl ohne Raffinesse“.
- 42) Barié/Schindler 1999, S. 719, und Walter 1996, S. 228, übersetzen: „ein einfaches Mahl“.
- 43) Siehe zum Trinkgelage als Fortsetzung der *cena*: Stein-Hölkeskamp 2005, S. 253-258, und Weeber 1995, S. 371-373.
- 44) Heilmann 1984, S. 52. Von Epikur wurde unmäßiges Trinken ebenfalls abgelehnt. Vgl.: Epik. epist. Men. 132.
- 45) Heilmann 1984, S. 52. Er verweist neben *carm.* 1,18 auf *carm.* „1,7,17ff. und 31; 1,9,6ff.; 1,11,6ff.; 3,12,1f.; 4,12,17ff.“
- 46) So: Watson/Watson 2003, S. 142; Spisak 2002, S. 136; Francis 2006, S. 306. Shackleton Bailey 1993, S. 368, übersetzt: „a marriage bed not austere and yet modest“. Siehe dagegen: Sullivan 1991, S. 216; Walter 1996, S. 234; Damschen 2004, S. 186.
- 47) Vgl.: Watson/Watson 2003, S. 142. Sullivan 1991, S. 216, meint, dass hier auch „young slave lovers“ mitgemeint sein können.
- 48) Walter 1996, S. 228, übersetzt: „Sexualität ohne Prüderie, doch mit Anstand“; Damschen 2004, S. 183: „Liebe, die nicht prüde und dennoch anständig ist“.
- 49) „Moreover, although *tristis* and *gravis* might seem suitable epithets for an ideal *matrona*, in Martial the words commonly connote an out-dated severity of manners (cf. 1.24.2, 10.47.10, [...]1,62,2 [...], also 11.16 [...]).“ Watson 2005, S. 69. In Anm. 30 verweist sie auf Livius 1,18,4, „where the word is used in a non-condemnatory context of the *mores* of old.“
- 50) Die Abstinenz von Wein gehörte zum Ideal einer römischen *matrona* und zeigte ihr fehlendes sexuelles Interesse. Siehe: Watson 2005, S. 65-66.
- 51) „Martial advocates that wives act as meretrices within their marriage.“ So: Watson 2005, S. 70. Sie bezieht sich in ihrem Aufsatz vor allem auf Epigramm 11,104. Vgl.: 10,68.
- 52) Siehe: Watson 2005, S. 70, und Watson/Watson 2003, S. 142. Sie weisen darauf hin, dass *puđicitia* häufig im Zusammenhang mit dem Landleben steht.
- 53) In 9,5,2 wird der Begriff allerdings auf Domitian bezogen, in 2,54,2 auf einen Ehemann.
- 54) Hier kann an die augusteische Ehegesetzgebung gedacht sein, „which Domitian had reinforced and to which his successors Nerva and Trajan adhered even more sternly.“ So: Watson 2005, S. 70.
- 55) Sent. Vat. 51.
- 56) Heilmann 1984, S. 52, der auf Hor. epist. 1,10 verweist. Vgl.: Epik. epist. Men. 135. Watson/Watson 2003, S. 143, bringen den Wunsch nach ungetrübtem Schlaf in Verbindung mit der *vita rustica*. Sie verweisen auf: Epikt. 3,24,39; Hor. sat. 2,6,61; Tib. 1,10,9-10 und Verg. georg. 2,470. Vgl.: Spisak 2002, S. 136; Francis 2006, S. 307.
- 57) Vgl.: Damschen 2004, S. 186.
- 58) Hierzu gehört die Anerkennung der „durch die Natur gegebenen geistigen und körperlichen Grenzen“ sowie äußerer Grenzen, „die von anderen Menschen vorgegeben werden.“ So: Damschen 2004, S. 187. Vgl.: Heilmann 1984, S. 53, der hervorhebt, dass es hier um kluge Selbstbescheidung und nicht nur um eine innere Unabhängigkeit geht. Er verweist auf Hor. sat. 1,6.
- 59) Heilmann 1984, S. 54. Siehe: Epik. epist. Men. 125-126. Vgl.: Watson/Watson 2003, S. 143, und Damschen 2004, S. 187.
- 60) Der „Elfsilber ist leichtfüßiger und für eine locker gefügte Aufzählung geeigneter als das Distichon, wo jedes Verspaar eine in sich geschlossene Einheit bildet.“ Walter 1996, S. 230.

- 61) Vgl.: Barié/Schindler 1995, S. 64. Siehe auch: Schäfer 1983, S. 88.
- 62) Darauf, dass die Verse sich „artistischer Meisterschaft“ verdanken, machen Barié/Schindler 1995, S. 66, aufmerksam. Vgl.: Schäfer 1983, S. 88; Walter 1996, S. 228-229; Damschen 2004, S. 184. Die scheinbare Kunstlosigkeit, in Wirklichkeit aber wohl durchdachte Anordnung des Katalogs entspricht auf formaler Ebene m. E. genau der generellen Maxime des Epigramms nach einer *prudens simplicitas*. Vgl.: Frings 1985, S. 79.
- 63) Dies könnte damit zusammenhängen, dass in Epigramm 10,47 wie bei Epikur ein Glück vorgestellt wird, das auf die Vermeidung von Unlust und Schmerz bedacht ist.
- 64) Vgl.: Barié/Schindler 1995, S. 65.
- 65) Vgl.: Damschen 2004, S. 185.
- 66) Die im Vergleich zu den vv. 3-11 völlig veränderte Struktur der vv. 12 und 13 wird m. E. in der Gliederung von Damschen 2004, S. 184, zu wenig berücksichtigt: Seines Erachtens bilden die vv. 3-13 mit elf mal elf Silben ein Idealquadrat, dessen Geschlossenheit „durch den parallelen Aufbau der Versanfänge der ersten beiden Verse der oberen Quadrathälfte (3-4) und derjenigen der unteren Quadrathälfte (9-10)“ verstärkt werde. Laut Damschens These besteht – nach der Hinführung in den vv. 1-2 – die obere Hälfte des Gedichts aus sechs Versen und die untere aus fünf Versen, wobei fraglich bleibt, ob v. 8 im Zentrum dieser elf Verse eine besondere Bedeutung hat. Es muss m. E. berücksichtigt werden, dass die vv. 1 und 2 auch jeweils elf Silben haben und formal Bezüge zu den vv. 12 und 13 aufweisen. Damschen 2004 bezeichnet auf S. 186 selbst v. 7 als „Zentralvers des dreizehn Verse umfassenden Gedichtes“.
- 67) Damschen 2004, S. 185.
- 68) Siehe: Damschen 2004, S. 184.
- 69) Damschen 2004, S. 186.
- 70) Heilmann 1984, S. 51
- 71) Schäfer 1983, S. 89.
- 72) Schoplick 1985, S. 54.
- 73) Walter 1996, S. 228.
- 74) Barié/Schindler 1999, S. 719; Barié/Schindler 1995, S. 65.
- 75) Watson/Watson 2003, S. 141.
- 76) Spisak 2002, S. 136. So zuvor: Shackleton Bailey 1993, S. 368.
- 77) Siehe: Watson/Watson 2003, S. 141; Spisak 2002, S. 136, und Francis 2006, S. 305. Letztere sehen in *prudens simplicitas* ein Charakteristikum des *vir bonus*, wie er in den Epigrammen 10,13 und 10,33 gezeichnet werde.
- 78) Auf diese beiden Stellen bezieht sich Borzsák, der den Begriff *simplicitas* bei Petron und Martial analysiert. Seines Erachtens sei der Begriff kein eindeutiges Wort. *Simplicitas* „ist wirklich eng mit dem Begriff des redlich-offenen Altertums verbunden und hat mit der Rustizität, *asperitas*, *saevitia* einige Beziehungen (Gegensatz der urbanen Feinheit). [...] *Simplicitas* ist der eine Teil dessen, was das Wesen des archaisch-römischen Catonentums ausmacht, aber auch das Losungswort der modernen Bestrebungen, welche die catonische Strenge und Prüderie des römischen Puritanismus – auch in sexuellen Dingen – im dekadenten Rom für sich als nicht unbedingt verbindlich fühlen und das Leben in seiner Realität – ohne Verschönerungen aber auch ohne Verschleierungen – leben wollen.“ So: Borzsák 1947, S. 21.
- 79) Horaz verwendet das Substantiv nur epist. 1,11,25, das Adjektiv allerdings häufig zur Bezeichnung des Klugen, des mit Absicht und Vorsatz bewusst Gewählten, z. B. *carm.* 3,29,29; 4,9,35; *sat.* 1,10,96; 2,3,206.212; 2,5,58; 2,7,66; *epist.* 2,2,18; *ars* 462. Siehe auch: *carm.* 1,3,22; *epist.* 1,16,32; *ars* 445; *epod.* 17,47; *sat.* 2,3,89.
- 80) Walter 1996, S. 233.
- 81) Ähnlich formuliert Damschen 2004, S. 184, obwohl er den Ausdruck eingeführt, indem er ihn speziell auf das Verhalten eines Menschen gegenüber anderen interpretiert.
- 82) Siehe: Barié/Schindler 1995, S. 66-67.
- 83) So z. B. von: Walter 1996, S. 229, und Damschen 2004, S. 184.
- 84) Siehe hierzu: Masek 2012, S. 199; Knoll 2017, S. 284-287. Hübner 2021, S. 112, definiert die aristotelische Vorstellung vom Glück als „Einheit von gutem Sein und gutem Handeln“.
- 85) Masek 2012, S. 199. Lust, die Hedone, bildet einen integrierenden Bestandteil des Glücks, allerdings ist nur ein vernunftgeleitetes, sittliches Leben voller Lust. Siehe: Masek 2012, S. 201. Vgl. hierzu: Hirschberger 1949, S. 199-200. Ricken 2007, S. 175, weist darauf hin, dass ein glückliches Leben auch von äußeren Gütern und Umständen abhängt, die nicht in der Macht des Einzelnen stehen. Masek 2012, S. 199, und For-

- schner 1993, S. 14, machen darauf aufmerksam, dass Glück im aristotelischen Sinne nicht ohne Gemeinschaft zu verwirklichen sei und dass es einen eminent politischen Aspekt habe.
- 86) Vgl.: Hübner 2021, S. 114-115; Ricken 2007, S. 174. Auch Geyer 1996, S. 79-82, weist darauf hin, dass das höchste Gut, die Eudaimonia, durch die eigene Tätigkeit des Menschen, nämlich die vernunftmäßige Tätigkeit der Seele, realisiert wird.
- 87) Masek 2012, S. 202. Auch Geyer 1996, S. 82, betont den individuellen Charakter des Mesotes-Ideals, „der es unmöglich macht, das im Einzelfall bestimmte sittliche Ideal verallgemeinernd auf alle Situationen und Individuen zu übertragen.“
- 88) Vgl.: Hübner 2021, S. 121. Für Aristoteles besteht die Seele aus einem vernünftigen und einem vernunftlosen Seelenteil. Es liegt nun am Menschen, den vernünftigen Seelenteil bestmöglich zu betätigen. In dem Ausmaß, in dem die Begierden und Emotionen dem Logos unterstehen, entwickeln sich die Tugenden. Vgl.: Masek 2012, S. 201-202; Knoll 2017, S. 285.
- 89) Vgl.: Masek 2012, S. 202-203; Knoll 2017, S. 288; Ricken 2007, S. 182; Hirschberger 1949, S. 202.
- 90) Masek 2012, S. 203.
- 91) Hirschberger 1949, S. 202, weist darauf hin, dass Aristoteles mit dem Begriff der Mesotes ein Element aufnimmt, „das dem griechischen Denken schon weithin geläufig war.“
- 92) Ricken 2007, S. 58. Zu Demokrit siehe auch: Vischer 1965, S. 46-48.
- 93) Zeller o. J., S. 79.
- 94) Knoll 2017, S. 120.
- 95) So das Demokrit-Fragment 68B191 bei Diehls-Kranz, zitiert nach Knoll 2017, S. 120. Ricken 2007, S. 58, macht darauf aufmerksam, dass die Echtheit der Fragmente Demokrits fraglich ist. Vgl.: Vischer 1965, S. 46.
- 96) Masek 2012, S. 86. Vgl.: Kranz 1962, S. 89, der schreibt, die Euthymie werde nach Demokrit erreicht „durch das rechte ‚Abmessen‘ aller Lebensfaktoren, von Lust und Unlust, von Genuß und Entsagung“.
- 97) Vgl.: Knoll 2017, S. 334; Masek 2012, S. 226-227, und Kranz 1962, S. 287, der auch auf den Bezug zu Aristipp hinweist. Auch Vischer 1965, S. 48, stellt den großen Einfluss der Gedanken Demokrits auf die klassische und hellenistische Philosophie heraus.
- 98) Siehe: Masek 2012, S. 234-235.
- 99) Vgl.: Knoll 2017, S. 334-335. Siehe auch: Ricken 2007, S. 231; Geyer 1996, S. 90-91; Vischer 1965, S. 73.
- 100) Siehe zur φρόνησις: Masek 2012, S. 236; Knoll 2017, S. 336-337. Zur Subjektzentriertheit der epikureischen Lehre siehe: Geyer 1996, S. 93-94. Kranz 1962, S. 291, spricht von „Individualismus“. Vgl.: Masek 2012, S. 228. Auch die Ethik Aristipps, die wie die epikureische Ethik eine vernunftgeleitete Lust als Ziel postuliert, ist individualistisch. Siehe: Masek 2012, S. 145-146.
- 101) Siehe hierzu: Forschner 1993, S. 30-32 und 39-41; Geyer 1996, S. 93-94.
- 102) Siehe hierzu: Masek 2012, S. 235; Ricken 2007, S. 232; Knoll 2017, S. 333.
- 103) Knoll 2017, S. 333.
- 104) Vgl.: Masek 2012, S. 234-235. Siehe zur Lehre Epikurs z. B. Epikurs (bei Diogenes Laertios überlieferten) Brief an Menoikeus 122-135 sowie seine Aussprüche K.D. 15; 20; 23; 29; Sent. Vat. 33 und 43.
- 105) Syndikus 2001, S. 391.
- 106) Syndikus 2001, S. 391. Eine Reihe von Belegen findet sich bei Syndikus 2001, S. 391, Anm.3.
- 107) Siehe zum Motiv des „einfachen Lebens“ in der griechischen und römischen Literatur: Vischer 1965. Darauf, dass Horaz „Vorläufer“ in der gesamten hellenistischen Popularphilosophie habe, weist Maurach 1989, S. 103, hin.
- 108) Vgl.: Lefèvre 1993, S. 202. Siehe zur „Philosophie“ des Horaz: Maurach 1989, S. 102-105.
- 109) Es sei darauf hingewiesen, dass die unterschiedlichen „Sprecher“ seiner Gedichte das Thema durchaus verschieden nuancieren.
- 110) Vgl. z. B.: epist. 1,18,97 (*qua ratione queas traducere leniter aevum*); epist. 1,18,101-102 (*quid minuat curas, quid te tibi reddat amicum, quid pure tranquillet*); sat. 1,6,10 (*victurum suavius*); sat. 1,6,110-111 (*commodius ... vivo*); sat. 1,6,119-128 und die *carm.* 1,11 (z. B. *carpe diem quam minimum credula postero*); 2,3; 2,16 (z. B. *levis somnos*); 3,3 und 3,29 (z. B. *quod adest memento componere aequos*). Siehe hierzu auch: Maurach 1989, S. 84.
- 111) Vgl. z. B.: *carm.* 2,16; epist. 1,2,46-55 (z. B.: *quod satis est cui contingit, nihil amplius optet ... sperne voluptates: nocet empti dolore voluptas*). Siehe hierzu: Lefèvre 1993, S. 205-206.

- 112) Siehe z. B. sat. 1,6 an Maecenas: Ein bescheidenes Leben, konkretisiert in der Einfachheit der Speisen und des Tafelgeschirrs, fernab der Politik und gesellschaftlicher Verpflichtungen und ohne hochgestellte Vorfahren, bedeutet Unbeschwertheit und Freiheit. Vgl.: carm. 2,16,13 (*vivitur parvo bene*); 3,1,25 (*desiderantem quod satis est*); 3,29,13-16.29-48. Siehe hierzu: Maurach 1989, S. 88, und Lefèvre 1993, S. 206. Vgl. zur Einfachheit bei Horaz und der Tradition, aus der er schöpft: Vischer 1965, S.147-152.
- 113) Vgl. z. B.: epist. 1,18,112 (*aequum mi animum ipse parabo*). Dass es kein perfektes Glück gibt, sagt Horaz in carm. 2,16,27-28 (*nihil est ab omni parte beatum*).
- 114) Vgl. z. B.: carm. 3,16,37 (*inportuna tamen pauperies abest*). In sat. 1,6,123-124 formuliert der Sprecher, dass er sich mit Öl salbt, aber nicht mit billigem (Lampen)öl, wie es der Schmutzfink Natta nutzt. Vgl.: Lefèvre 1993, S. 206.
- 115) Dass dieses „horazische Maßdenken“ (Lefèvre 1993, S. 209) Bezüge aufweist zu griechischen Philosophen und Schriftstellern, sehen Lefèvre 1993, S. 210; Maurach 2001, S. 261, und Syndikus 2001, S. 391-392. Lefèvre 1993, S. 210, weist darauf hin, dass Horaz in seinem Denken nicht zwischen Aristoteles und Epikur schwankt: „Nicht er koppelt in diesem Punkt die Lehre der beiden Schulen, sondern diese berühren sich hierin selbst. Wenn der Epikureer eine Abwägung zwischen Unlust und Lust vornimmt, verhält er sich kaum anders als der Peripatetiker, der die Tugend von den Fehlern abgrenzt“.
- 116) Auch Horaz betont die Bedeutung vernünftigen, klugen Nachdenkens. Vgl. z. B.: carm. 1,11,6 (*sapias*). Siehe hierzu: Maurach 1989, S. 100.
- 117) Vgl. z. B.: carm. 1,20 (*vile ... modicis ... modus*); sat. 1,1,106-107; epist. 1,18,9. Maurach 1989, S. 89, spricht in Bezug auf die Oden des Horaz von einer „Philosophie des befreienden Maßes“.
- 118) Der Begriff erscheint „programmatisch als philosophischer Terminus“. So: Syndikus 2001, S. 393.
- 119) Lefèvre 1993, S. 209-210, deutet den Begriff in Bezug auf die Besonnenheit der epikureischen Lehre.
- 120) Zur Diskussion um den Adressaten siehe: Syndikus 2001, S. 396-397, und Maurach 2001, S. 262, Anm. 12.
- 121) Syndikus 2001, S. 391
- 122) Vgl.: Maurach 2001, S. 260.
- 123) Siehe die Interpretation des *diliget* bei Maurach 2001, S. 263.
- 124) Vgl.: Syndikus 2001, S. 391.
- 125) Vgl.: Keith 2018, S. 324-325, die – wie in der vorliegenden These – in dem Ausdruck *simplicitas* die epikureische Bedürfnislosigkeit gespiegelt sieht. Das Adjektiv *prudens* verweist ihres Erachtens auf Epikurs Lob der φρόνησις. Sie verweist auf Epik. epist. Men. 131-132.
- 126) Siehe: Heilmann 1984, besonders S. 54 und S. 58; Barié/Schindler 1995, S. 66; Adamik 1975, S. 61-63; Damschen 2004, S. 184; Holzberg 1988, S. 59-61; Walter 1996, S. 229-230; Sullivan 1991, S. 215-217. Letzterer sieht eine spezifisch römische Prägung vorliegen. Vgl.: Keith 2018, die das Epigramm in Zusammenhang mit dem folgenden Epigramm 10,48 liest. Siehe auch: Schäfer 1983, S. 91-92, der aber darauf hinweist, dass sein „Maß für das Glück (...) kein letztlisches Prinzip“ ist. Holzberg distanziert sich inzwischen von seinen früheren Deutungen und liest Gedichte wie 5,20 und 10,47 unter dem Aspekt des von Martial häufig thematisierten Verhältnisses zwischen Patron und Klient. Da der Autor Iulius Martialis als einen Mann erscheinen lasse, der gerne besinnliche Worte höre, könne „sich Martial dazu verlockt fühlen, sein Schmarotzen mit moralphilosophischen Predigten zu tarnen.“ So: Holzberg 2002, S. 81.
- 127) „Martial bietet gewissermaßen die „Philosophie“ des kleinen Lebenskünstlers, die zwar philosophische Ansätze enthält, diese aber nicht zum Prinzipiellen entwickelt.“ Schäfer 1983, S. 92.
- 128) Vgl.: Maurach 1989, S. 84 und 104. Darauf, dass die Gedanken Epikurs Martial durch Horaz vermittelt wurden, weist Walter 1996, S. 230, hin.
- 129) Siehe hierzu z. B.: Keith 2018 (in Bezug auf Martials Epigramme 10,47 und 10,48); Heilmann 1984; Walter 1996, S. 230, und Pentzer 2019.
- 130) Parallelen zeigen sich z. B. auch in den Epigrammen 2,48; 2,90; 5,20. Ein einfaches Leben in bescheidenem Wohlstand auf dem Land wird gepriesen in 1,55; 6,43; 10,96; 12,18; 12,31. Dass Martial in anderen Epigrammen (z. B. 7,77 oder 5,64) durchaus Luxusgütern und einem luxuriösen Leben etwas abgewinnen kann,

zeigt, dass er mit den Motiven „spielt“. Vgl. zu Martials Freude am „Spiel“: Classen 1985, S. 341. Daher sollte nicht von der Sicht Martials im Generellen gesprochen werden, sondern nur von der Haltung, die in einem konkreten Epigramm durch den jeweiligen „Sprecher“ zum Ausdruck gebracht wird. Dennoch sei nicht grundsätzlich ausgeschlossen, dass in 10,47 (und vielleicht auch 5,20) die Sicht des Autors Martial als solchem ausgesprochen wird. Denn es ist zumindest denkbar, dass er sich in einer Art Selbstreflexion mit *iucundissime Martialis* hier auch selbst anspricht. Selbstanreden finden sich z. B. bei Catull. 8.52.79.

- 131) Hierauf verweist auch Walter 1996, S. 234, allerdings spezifisch in Bezug zu v. 10.
 132) In Ovids Mythos von Dädalus und Ikarus (met. 203-208) wird Ikarus ermahnt, den mittleren

Weg zu wählen und die gefährlichen Extreme zu meiden.

- 133) Siehe zu Epigramm 2,53: Walter 1996, S. 116-120.
 134) Walter 1996, S. 117.
 135) Der Wille muss sich letztlich in einem Können bewähren. Martial spielt hier mit den Begriffen *potes* (vv. 2 und 10) und *potestas* (v. 9) und ebenso mit dem Substantiv *vis* (v. 9) und den drei von *velle* abgeleiteten Verbformen *vis* (vv. 1 und 2). Walter 1996, S. 119, macht darauf aufmerksam, dass aufgrund des konstitutiven Gewichts der Allerweltswörter (*velle, nolle, posse*) die „Homomorphie von *vis* in den Versen 1/2 und 9 [...] weit mehr als ein bloßes Wortspiel“ sei.

JOHANNES KIRFEL

Kultur-Tradition gegen KI-Produktion

Ein Bildungsauftrag auch an die Klassischen Sprachen

KI ist in allen Zeitungen, Zeitschriften, Gazetten und Werbeanzeigen präsent. Sie beherrscht die allmählich heiß laufende Debatte, an der sich Journalisten, Politiker, Philosophen, kaum aber Pädagogen beteiligen. Begeisterte Akzeptanz auf der einen, zurückhaltende Skepsis oder Ablehnung auf der anderen Seite. „Große Chancen – Große Risiken!“ – „Jobkiller oder Heilsbringer?“ Gemeinsame Erkenntnis, dass sich durch die neue Errungenschaft menschlichen Forschungsdranges vieles verändert, vieles „umgekrem-pelt wird“, auch die Bildung. Eine „kulturelle Transformation“ ist weltweit im Gange. Welche Geltung dürfen etwa sich seit den Anfängen der europäischen Geschichte entwickelnde Traditionen noch in Anspruch nehmen? Gerade Traditionen der Kunst und Literatur? Lesestoffe, Texte z. B. werden von den KI-Ingenieuren in Masse produziert: Sprachmodelle, Erzeugnisse eines künstlichen „Gehirns“, hinter denen

keine authentische, durch Erfahrung gereifte Persönlichkeit steht. Der „Textroboter“ tritt als Schöpfer auf. Er ersetzt den Menschen auf seinem ureigenen Felde, dem der sprachlichen Durchdringung von Welt und Leben, in Form des Buches, des tiefgründig angelegten und sprachlich ansprechend gestalteten Textes.

„Nur so, mit Bildung und Kultur im Medium einer ambitionierten Sprache lässt sich die Gegenwart ertragen. Sie ist zugleich die Quelle einer Humanität, die uns auch im Leben moralisch zu leiten hat.“

So der Schriftsteller Maxim Biller (SZ 16.10. 23). Dazu taugen die Sprachmodelle der „*unheimlichen Maschinen*“ (FAZ 14.5.23) nicht. Im Gegenteil. Sie sind virtuelle Produkte, die die KI-Ingenieure auf ihren „*literarischen Plünderfeldzügen*“ (Arian Kreye, „Alarm-GPT. SZ 29.11. 23) aus künstlich verarbeiteten Texten herstellen, die keinerlei Bezug zur realen Welt

haben und wahr und falsch nicht unterscheiden, also dem Leser keine sichere Orientierung geben können. Ihnen fehlt zudem jede existentielle Tiefe. KI-Produktionen sind keine echten Erzählungen, keine als Botschaften der menschlichen Phantasie geschaffenen Narrative.

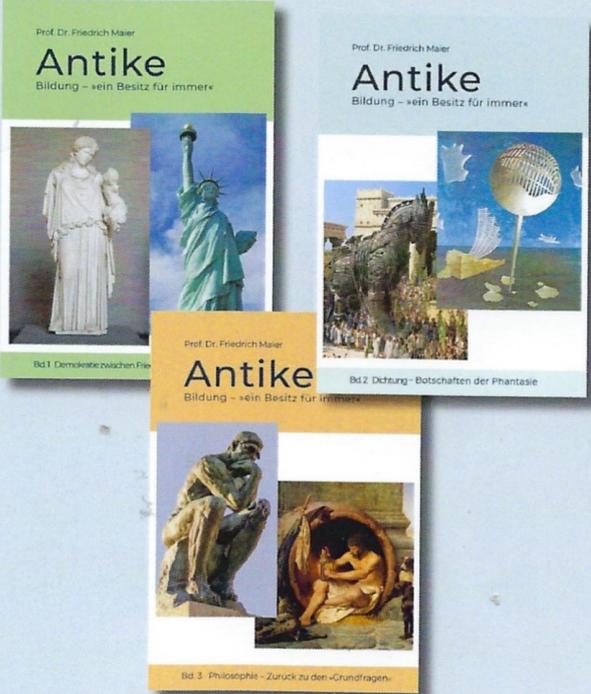
Wer jedoch Bildung ernst nimmt, hält sich bei deren Vermittlung an Kultur-Traditionen. Hier nur das Beispiel einer von der Antike ausgehenden und sich im Laufe von zwei Jahrtausenden verfestigenden Tradition. An den sog. *carmina burana* sei es aufgezeigt. Der lateinische Dichter Ovid, der unter Kaiser Augustus lebte, ist zu einem guten Teil der Inspirator der mittelalterlichen Lieder. Auf diesen ist man aber im 12./13. Jh. erst durch die *Dicta Catonis*, einem Handbuch für Schullektüre aus der Spätantike (3./4. Jh. n. Chr.) gestoßen. Ein Kunstmäzen hat wahrscheinlich die Lieder im Hochmittelalter in einer Handschrift aufschreiben lassen, die allerdings bald in Verschollenheit geriet. Erst 1803 ist sie zufällig im Kloster Benediktbeuren („Beurer Lieder“!) wiederentdeckt, gelesen und erforscht worden. Es dauerte bis zum Jahr 1936/37, bis eine Auswahl der darin enthaltenen Lieder durch Carl Orffs Vertonung zu einem allgemeinen und allseits bekannten Kulturgut geworden ist. Diese weltweit berühmten Texte sind ein Kleinod der Kultur. Jedes dieser Lieder ist eine das Dunkel des Mittelalters erhellende Erzählung.

Freilich stellt sich die Frage: Braucht der Mensch, braucht die menschliche Gesellschaft überhaupt noch solche zu einer Tradition verfestigten Kulturgüter? Aus einer Erfahrung des Autors mag sich eine Antwort darauf ergeben. Der Fall der Mauer im lange geteilten Deutschland 1989 gilt europa-, ja weltweit als historische Wende – mit der Folge eines politischen Systemwechsels. Bereits am 23. 10. 1990 bin ich

Prof. Dr. Friedrich Maier

Die ganze Antike in einer Hand

Bildung – »ein Besitz für immer«



Bd. 1: Demokratie zwischen Frieden und Freiheit
ISBN 978-3-98886-007-1

Bd. 2: Dichtung – Botschaften der Phantasie
ISBN 978-3-98886-009-5

Bd. 3: Philosophie – Zurück zu den »Grundfragen«
ISBN 978-3-98886-019-4

kurz – lesbar – nachhaltig

www.idea-verlag.de



mit meiner Frau als fachpolitischer Vertreter der klassischen Fächer im Westen nach Suhl in Thüringen gefahren, wo uns an einem Gymnasium ein voller Musiksaal mit Lateinlehrerinnen und Lateinlehrern aus der ganzen ehemaligen DDR zu einer mehrtägigen Vortragsveranstaltung erwartete. Zu Beginn trat zu unserer Begrüßung der Schulchor auf. Was würden die Mädchen und Jungen uns wohl bieten? Und siehe da! Wuchtig setzte der Gesang ein. Womit? „*Ecce gratum et optatum ver reducit carmina!*“ Mit Carl Orffs Eingangslied zu den *carmina burana*. Überrascht, nein zutiefst berührt nahmen wir diese Ovation entgegen. Es war, als würden die Akteure ihre dankbare Freude über die Rückkehr des Frühlings einer sehnlichst erwarteten Freiheit im energiegeladenen Rhythmus des Liedes den Gästen aus dem „Westen“ und allen im Saal „entgegen“ singen. Ein lateinischer Text in moderner Komposition als Willkommen-Geste! „Nur Kultur verbindet“, sagt Umberto Eco. Gerade hier der lebendige Beweis. Ein Dokument der Antike-Rezeption erwies sich als Kulturgut, das frei von aller Bindung an politische Vorgaben Menschen in eine gemeinsame Erlebnissphäre gehoben hat.

Trifft dies nicht im Grunde auf viele seit der Antike tradierte Texte zu? Zumal aus dem Bereich der Dichtung? Stimulieren sie nicht durch Inhalt und Form zu tiefgründigem Nach-

denken über Mensch und Welt, so dass dadurch wiederum phantastische Narrative entstehen, die den Leser in zeitlich und örtlich ferne, nicht unbedingt fremde Erfahrungsräume versetzen. „*Die Wirkungskraft der Literatur und eben auch der Dichtung*“ zeigt sich für Theodor Adorno „*in ihrer Antithese zur rohen Empirie*“.

Durch solchermaßen individuelle künstlerische Vergegenwärtigung von Geschehensabläufen prägte sich eine Kultur der Bildung als einer Summe von Wissen aus, die heute allein der notwendige Widerpart zu jenem Angebot der Roboter und KI-Schöpfern sein kann und soll, die den „natürlichen“ Menschen wohl nicht überflüssig, jedoch zum bloßen Statisten auf der Bühne der künftigen Geschichte machen wollen. Die Kultur, allen voran die Literatur, zumal die Dichtung – auch und gerade die seit der Antike über die Jahrhunderte hin wirkmächtige – ist der Kitt, der die Wand zusammenhält, die Mensch und Maschine voneinander trennt. Mag die digitale Technologie, die KI-Maschinerie zur höchsten Macht auf dem Erdenrund aufsteigen; am Ende gilt wohl, was Salman Rushdie kürzlich bekannte („Mythenneuerfindung“ in SZ v. 11.9.23):

„*Das letzte Wort haben nicht die Mächtigen.
Das letzte Wort haben die Erzähler.*“

FRIEDRICH MAIER

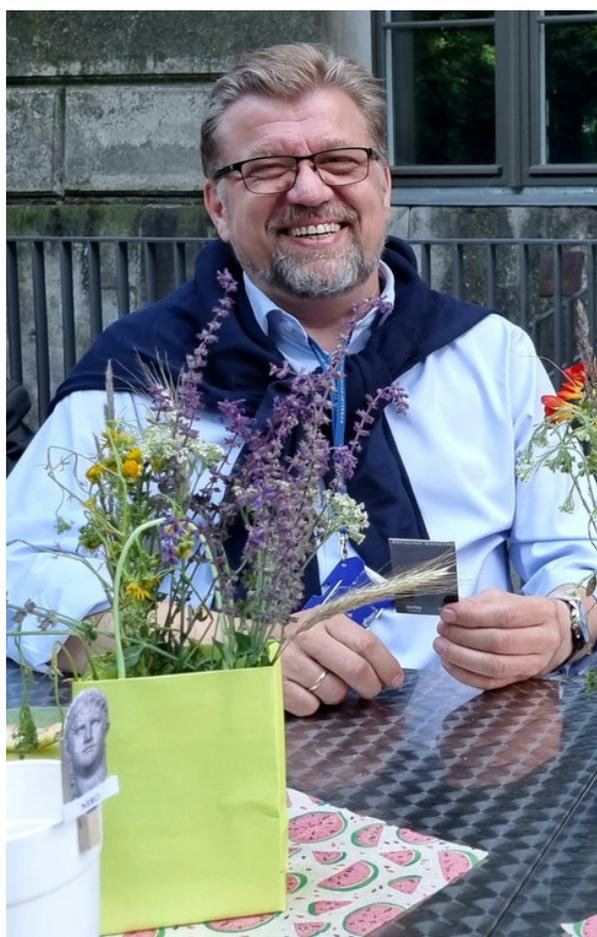
Personalia

Stefan Kipf Sexagenarius

Am 16. August 2024 wird einer unserer führenden Fachdidaktiker 60 Jahre alt. Da ich seinen akademischen und beruflichen Werdegang über fast vier Jahrzehnte miterlebt habe, darf und möchte ich den Kairos nützen und ihm mit einem Rückblick auf sein bisheriges Curriculum Vitae meine herzlichen Glückwünsche für das Erreichte und ebenso für seine Zukunft aussprechen. Es versteht sich, dass im folgenden Text nur ausgewählte (und aus meiner Sicht wichtige) Stationen erwähnt werden können. Als ich vor rund vier Jahrzehnten Stefan Kipf als einen Studenten der Klassischen Philologie kennenlernte, ahnte ich noch nicht, dass ich in ihm meinen künftigen Fachkollegen und in gewisser Hinsicht auch meinen Nachfolger vor mir hatte. Ich versuche nun, sein bisheriges Lebenswerk mit einigen Worten in die Bildungsgeschichte der letzten fünf Jahrzehnte einzuordnen, bin mir aber dessen bewusst, dass ich dabei sein Familienleben und viele persönliche Begegnungen, die mich besonders beeindruckt haben, übergehen muss. Es dürfte allgemein bekannt sein, dass Stefan Kipf von 2007 bis 2011 der 14. Bundesvorsitzende des Deutschen Altphilologenverbandes nach dessen Wiederbegründung im Jahr 1952 war. In der bisherigen Anzahl der 19 Vorsitzenden gab es eine Reihe hochangesehener Persönlichkeiten aus Fachwissenschaft bzw. Fachdidaktik, in die er sich würdig einordnen lässt (wie z. B. Erich Burck, Hermann Steinthal, Eckard Lefèvre, Friedrich Maier und Bernhard Zimmermann). Im kommenden Jahr wird es sicher Anlass geben, an die Gründung des Altphilologenverbandes im

Jahr 1925, dessen 100-jährige Geschichte, seine Ziele und Leistungen und an weitere bedeutende Persönlichkeiten zu erinnern.

Stefan Kipf besuchte in Berlin-Wilmersdorf das altsprachliche Goethe-Gymnasium, das ihn von der 5. Klasse an geprägt hat. Dessen Leiter (in den Jahren 1984 bis 1999), Dr. Peter Lohe, spielte nicht nur in der Berliner Altphilologenschaft, sondern auch im Vorstand des Bundesverbandes eine wichtige Rolle. Lohe hat maßgeblich dazu beigetragen, dass Kipf in der Zeit seiner ersten Berufsjahre nicht nur als



*Foto mit freundlicher Erlaubnis von
Dr. phil. Hans-Joachim Häger*

Referendar und Lehrer die Schule als Arbeitsfeld aktiv und gründlich kennenlernte, sondern in derselben Zeit gleichzeitig auch an der Universität die Geschichte und die Vermittlung der Fächer Latein und Griechisch in der Schule wissenschaftlich erforschen und begleiten konnte. Schon als Student hat er manche Defizite der Didaktik dieser Fächer erkannt und, als im Rahmen der Studienreformen mehr didaktische Seminare und praktische Übungen gefordert wurden, hat er von den damals noch spärlichen Angeboten selbst sofort Gebrauch gemacht. Ein Studienaufenthalt an der Universität Austin (USA) hat seinen Blick auf die Rolle der alten Sprachen in anderen Kontexten erweitert.

Mit seiner Dissertation über „Herodot als Schulautor – Ein Beitrag zur Geschichte des Griechischunterrichts in Deutschland vom 15. bis zum 20. Jahrhundert“ konnte er seine Interessen für die griechische Literatur, für den griechischen Lektüreunterricht in Geschichte und Gegenwart sowie die aktuellen Aufgaben und Probleme des heutigen Gymnasiums verbinden. Die Studie wurde von einem Professor der Gräzistik (Seidensticker) und einem Professor der Fachdidaktik (Fritsch) betreut und begutachtet. Sie fand auch in der Erziehungswissenschaft gebührende Anerkennung und wurde 1999 von Heinz-Elmar Tenorth und Gert Geißler als Band 73 der „Studien und Dokumentationen zur Deutschen Bildungsgeschichte“ herausgegeben (Deutsches Institut für Internationale Pädagogische Forschung). Auch weiterhin konnte Stefan Kipf seine Tätigkeit gleichzeitig als Gymnasiallehrer und wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität fortsetzen. Als erstes *opusculum* war schon 1990 im „Zentralinstitut für Fachdidaktiken“ der Freien Universität Berlin eine Broschüre erschienen mit dem Titel „Die altsprachliche Schullektüre in Deutschland von 1918 bis 1945 – Ein

Verzeichnis der Textausgaben, der Herausgeber, Autoren und Themen“ (zusammengestellt von S. Kipf, hrsg. von A. Fritsch). Hiermit wurden mehr als 1600 Titel von Schulausgaben des genannten Zeitraums digital erfasst, und so konnte ein erster Überblick gewonnen werden, welche griechischen und lateinischen Autoren und Werke für Schulzwecke zwischen den beiden Weltkriegen bearbeitet und erschienen waren.

Schon 2005 konnte Kipf seine Habilitation abschließen. Die Habilitationsschrift war ebenfalls interdisziplinär angelegt, ihr Titel lautete: „Altsprachlicher Unterricht in der Bundesrepublik Deutschland – Historische Entwicklung, didaktische Konzepte und methodische Grundfragen von der Nachkriegszeit bis zum Ende des 20. Jahrhunderts“. Nach ihrem Erscheinen in Buchform entwickelte sie sich zum Standardwerk für diesen Themenbereich und wird zu Recht häufig zitiert. Sie ist inzwischen auch digital abrufbar unter <https://books.ub.uni-heidelberg.de/propylaeum/catalog/book/618>. Als auswärtige Gutachter waren Manfred Landfester (Klass. Philologie, Univ. Gießen) und Klaus Westphalen (Erziehungswissenschaft, Univ. Kiel) unabhängig voneinander zu dem Ergebnis gekommen, dass die vorgelegte Studie die Anerkennung als Habilitationsschrift des Fachbereichs Philosophie und Geisteswissenschaften der Freien Universität Berlin verdient. Bereits im folgenden Jahr (2006) wurde Kipf zum Professor für Didaktik der alten Sprachen an die Humboldt-Universität zu Berlin (HU) berufen. Diese Professur war nach der Wende 1989 auf Betreiben des Konstanzer Professors Manfred Fuhrmann – noch vor der Einrichtung und Besetzung der Professuren für Latinistik und Gräzistik – neu geschaffen worden. Auf sie wurde 1993 als erster Amtsinhaber der Münchner Fachdidaktiker Friedrich Maier berufen, der sich als Hochschullehrer und zugleich als Vorsitzender

(seit 2000 Ehrenvorsitzender) des DAV große Verdienste um den Aufbau des altsprachlichen Unterrichts in den östlichen (damals „neuen“) Bundesländern erworben hat.

Aus meiner Sicht ist es besonders erfreulich, dass Stefan Kipf für diese Stelle in exzellenter Weise qualifiziert war und ist, und dass er das auch in den vergangenen Jahren immer wieder unter Beweis gestellt hat. Er ist ein Fachdidaktiker, der sein Fach (bzw. seine Fächer) und die zahlreichen Nachbarfächer gut kennt, der weder das Fach gegenüber der Didaktik, noch die Didaktik gegenüber dem Fach über- oder unterschätzt. Er ist nunmehr bereits seit zwei Amtsperioden Dekan der Sprach- und literaturwissenschaftlichen Fakultät der HU und hat dadurch gute dienstliche und persönliche Beziehungen sowohl zu den verschiedenen Disziplinen als auch zu deren Schulfächern. Zudem war er Mitbegründer und Gründungsdirektor der Professional School of Education an der HU und ist Leiter der Humboldt-Schülergesellschaft für Altertumswissenschaften.

Kipf ist ein Fachdidaktiker, der die Didaktik im Sinne der sog. Berliner Didaktik (von Heimann, Otto, Schulz) als „Unterrichtswissenschaft“ und die Fachdidaktik als „spezielle Unterrichtswissenschaft“ versteht, d. h. auch als eine empirische, erziehungswissenschaftliche, nicht allein geistes- oder literaturwissenschaftliche Disziplin. Darüber hinaus berücksichtigt er stets auch die historische Dimension der Didaktik, d. h. die Beiträge früherer Epochen, Philosophen und Pädagogen: Das alles hindert ihn nicht daran, die Studierenden in ihrem Praxissemester „vor Ort“ in den jeweiligen Schulen zu besuchen und mit ihnen und den Mentoren und Mentorinnen ihre Unterrichtsversuche zu planen, durchzuführen und „wie in einem didaktischen Laboratorium“ zu analysieren.

Neben zahlreichen anderen Publikationen und Vorträgen, die viel Zeit und Arbeit kosten, hat Kipf im vorigen Jahr (2023) zusammen mit Markus Schauer ein bisher einzigartiges Standardwerk herausgegeben, das „Fachlexikon zum Latein- und Griechischunterricht“, an dem etwa 80 Fachgenossinnen und -genossen mitgewirkt haben. Es ist ein umfangreicher, auch praktisch brauchbarer Wissensspeicher von über 900 Seiten, der einen festen Platz in jeder altsprachlichen Fachbibliothek an der Universität, in der Schule, im Seminar und zu Hause verdient.

Seine unterrichtsgeschichtlichen Forschungen veranlassten Stefan Kipf 2021, das aktuelle Fortbildungsprogramm für Lehrkräfte der alten Sprachen im Rahmen des Antike-Kollegs der HU „Friedrich-Gedike-Seminar“ zu nennen, um damit den Bildungsreformer Gedike (1754-1803) zu ehren, der als praktischer Schulmann und Schulleiter auch Wegbereiter mehrerer dauerhafter Bildungseinrichtungen war, insbesondere des Referendariats für Gymnasiallehrer und der Institutionalisierung des Abiturs, aber auch des preußischen Oberschulkollegiums, das im 19. Jahrhundert zum Kultusministerium ausgebaut wurde.

Es würde den Rahmen dieses Glückwunsches sprengen, wenn man auch die weiteren Aufgaben, Funktionen, Mitgliedschaften und Verpflichtungen des Sexagenarius aufzählen und erklären wollte, die auf seiner Website an der HU angedeutet sind. Als freundschaftlich verbundener Kollege hoffe ich (wie alle, die ihn kennen), dass sich unser Sexagenarius mit den vielen Verpflichtungen nicht selbst überlastet, und wünsche ihm an dieser Stelle von ganzem Herzen vor allem Gesundheit und Arbeitsfreude für die kommenden Jahre.

ANDREAS FRITSCH

Varia

Das Epos im lateinischen Westen (4. bis 15. Jahrhundert)

Zehnter Internationaler Mittellateinkongress,
Nürnberg, Stadtbibliothek (Katharinensaal)
und Fachbereich Wirtschafts- und Sozialwis-
senschaften der FAU, Lange Gasse 20
Mittwoch, 25. September,
bis Samstag, 28. September 2024

Tradition und Aktualität eines Themas

Die Erzählungen von Heldentaten, Verbrechen und persönlichen sowie kollektiven Tragödien haben an trauriger Aktualität gewonnen, seit wieder Krieg in Europa herrscht. Die Internationale Tagung in Nürnberg setzt sich mit jener Gattung auseinander, welche über viele Jahrhunderte solche Erzählungen literarisch verarbeitete, dem Epos in Spätantike, Mittelalter und Renaissance. Was war der Inhalt von Epen? Nicht allein die Verherrlichung bewundernswerter Persönlichkeiten aus Mythos und Geschichte in schön klingenden Versen, oft in der Nachfolge der antiken Autoren wie Vergil, die weiterhin viel gelesen, kommentiert und übersetzt wurden. Vielmehr boten die Epen vielfach eine kritische Auseinandersetzung mit den Helden und ihren Gegnern, die uns anspricht, weil sie das Kriegerische als Wert und Mittel hinterfragen. Das Epos wurde zudem auch zu religiösen und pädagogischen Zwecken eingesetzt.

Der Kongress beschäftigt sich vor allem mit den Epen, die von ca. 300 bis ca. 1500 auf Latein verfasst wurden. Latein war bis ins 18. Jh. hinein die einzige international anerkannte Sprache und vorherrschend in Wissenschaft, Kultur und Diplomatie, auch außerhalb der Kirche. Dem entsprechend übte (und übt noch heute) das

lateinische Epos einen starken Einfluss auf die Literatur und Bildende Kunst Europas aus.

Internationale Referentinnen und Referenten und Schulprogramm

Der in regelmäßigen Abständen stattfindende Mittellateinkongress kehrt nach 1988 und Stationen u. a. in Florenz, Toronto, Wien und Prag zum ersten Male wieder nach Deutschland zurück. Spitzenforscherinnen und -forscher aus Europa und Übersee (Kanada, USA) werden in Nürnberg auftreten und die Ergebnisse ihrer Arbeiten zur Diskussion stellen. Wir erwarten ca. 60 Vorträge, verteilt über vier Tage.

Schulprogramm

Ein Sonderprogramm für Lehrkräfte ist Teil des Vorhabens. Ein Teil der Vorträge kann von Lehrkräften im Rahmen einer Fortbildung besucht und angerechnet werden (FIBS E114-ZLB/24/349227-1, E114-ZLB/24/349228-1 und E114-ZLB/24/349231-1). Auch der Besuch der übrigen Veranstaltungen steht Lehrkräften offen. Weiterführende Informationen finden Sie auf unserer Homepage: <https://www.mittellatein.phil.fau.de/epos-2024/> sowie auf https://fibs.alp.dillingen.de/?event_id=355673, https://fibs.alp.dillingen.de?event_id=355674 und https://fibs.alp.dillingen.de?event_id=355677.

Veranstalter

Lehrstuhl für Lateinische Philologie des Mittelalters und der Neuzeit (Prof. Dr. Michele C. Ferrari) an der FAU Erlangen-Nürnberg (Kochstr. 4/3, 91054 Erlangen)

Mitveranstalterinnen: Stadt Nürnberg, Stadtbibliothek Nürnberg

Unterstützer

Die Tagung wird durch die FAU, die Stadt

Nürnberg sowie eine Anzahl von Stiftungen unterstützt.

Zeitschriftenschau

AU 1/2024: Romidee & Romkritik. In Zeiten bedenklicher innen- und besonders außenpolitischer Entwicklungen mag ein Blick auf das antike Rom zwar kaum praktikable Lösungsansätze, wohl aber Orientierung bieten (Stichwörter etwa: Imperialismus, Behandlung fremder Völker). Zahlreiche Texte römischer Autoren zeigen affirmative wie kritische Reflexionen der Römer über sich selbst. Deren Verhältnis zur historischen Wirklichkeit aufzudecken, soll, so E. Schirok im Basisartikel (2-9), „in diesem Heft den Schwerpunkt der Textanalyse bilden“ (2). Wo finden sich Idealisierung und Panegyrik (*Roma aeterna*), wo überzogen moralisierende Kritik? Wie ist zu verstehen, dass sich beim selben Autor positive wie negative Kritik an Roms Herrschaft findet? S. führt einige zentrale, teilweise ambivalente Aspekte römischen Selbstverständnisses an: Ein recht verbreitetes stoisches Menschenbild (Cicero, Seneca), real aber keine politische Gleichheit; die Hochschätzung der *mores maiorum*, verbunden jedoch mit Klagen über ihren Verfall (Sallust, Cicero, Livius); die Mischverfassung als stabilisierendes Prinzip (Polybios, Cicero); zusammen mit den Regeln des *cursus honorum* zumindest Ansätze der Gewaltenteilung; das *bellum iustum* mit dem *ius fetiale* (und Ciceros recht modern anmutende Ausführungen dazu). Am Beispiel einiger bekannter romkritischer Stimmen (Mithridates bei Sallust, Critognatus bei Caesar, Calgacus bei Tacitus) zeigt S. dann im Sinne des eingangs geforderten kritischen

Textverständnisses knapp und schlüssig auf, wie diese „unter literarischen, narratologischen Gesichtspunkten zu interpretieren und nicht als Abbild historischer Wirklichkeit zu verstehen sind“ (7). In der späten Republik zeige sich in der Literatur verstärkt die Sehnsucht nach (v. a. innerem) Frieden, gefolgt von der Pax Augusta mit der (geschickt propagierten) Wiederherstellung der *res publica* und der *libertas* durch Octavian und einem göttergewollten *imperium sine fine*. Hilfreich für die Unterrichtsplanung ist die ausführliche Übersicht mit Textstellen zur „Romidee“ und „Romkritik“ (3).

– Im Praxisteil A. Papaphilippus: „*O auctores, o mores!*“ Von der Perspektivität historischer Quellen (10-16, ab Jgst. 8, ca. 8-10 Stunden). Die Lernenden sollen die Maßnahmen und Feldherrenreden Scipios und Hannibals vor der Schlacht am Ticinus 218 v. Chr. vergleichen. Grundlage der beiden etwa gleich langen Abschnitte ist der Lektionstext 22 des Lehrwerkes „Actio“, der wiederum auf Livius 21,39-44 basiert. Der Lehrwerkstext wurde sprachlich stark modifiziert (hier hat Scipio keine wörtliche Rede) und inhaltlich ergänzt (etwa durch Hannibals Hinweis auf reiche Beute; so aber auch bei Livius). Während der Übersetzung soll ein Kommentar mit je zwei Spalten zur Argumentation und dahinterstehender Intention angelegt werden. Ein Beispiel zu Hannibal aus der Musterlösung: „Die Römer sind hochmütig – Hass gegen die Römer schüren“ (12). Dies Sorge für ein gründliches und reflektiertes

Textverständnis. Durch eine eingängige Zeichnung werde den Lernenden anschließend durch einen „Aha-Effekt“ (13) deutlich, dass Livius als römischer Autor Scipio „quasi den römischen Wertekanon“ (ebd.) vertreten lasse, etwa mit der Verantwortung gegenüber Staat und Familie, und dieser somit der Leserschaft „positiv konnotiert“ (13) erscheine. So dürften auch jüngere Lernende zu der Erkenntnis gelangen, dass für ein differenziertes Urteil (hier über zwei Feldherrn) mehrere Quellen und ein kritischer Umgang mit ihnen nötig sind.

– B. Simons: Zivilisatorische Heilsbringer oder unterdrückende Besatzer? Die Romanisierung aus Sicht der Römer und der römischen Gegner (17-26; Jgst. 9-12, ca. 10 Stunden). In einem ersten Schritt recherchieren die Lernenden nach Kriterien eines „Steckbriefs“ (17) zu Orten aus verschiedenen Regionen des Imperiums. Dabei stoßen sie stets auf eine weitgehend identische bauliche Ausstattung (Forum, Thermen, Kurie, Aquädukte usw.) und somit eine „öffentliche Versorgung und Freizeitgestaltung, die die Vorstellung der autochthonen Bewohner weit übersteigt“ (18). Im zweiten Schritt arbeiten die Lernenden aus Texten von Cassius Dio (56,18,1ff. zu den Germanen) und Strabon (3,2,15 zu den Turdetani in Südspanien) heraus, dass die einheimische Bevölkerung ihre Identität durch die kulturelle Assimilation teilweise bis fast vollständig verlor. Im dritten Schritt erfolgt in Gruppenarbeit die Auseinandersetzung mit einer Reihe romkritischer Stimmen, darunter „alte Bekannte“ wie Mithridates und Iugurtha (Sallust), Critognatus (Caesar) und Calgacus (Tacitus), aber auch Livius (30,33: ungleiche Behandlung griechischer Städte nach dem Sieg über Philipp 196 v. Chr.); romfreundlich dann Tacitus (*Agricola* 21,2) und Plinius der Ältere (*Nat. hist.* 16,2-4).

Alle Texte sind gründlich mit Angaben aufbereitet und mit je drei Arbeitsaufträgen versehen: 1. Ein textspezifisches Sachfeld ermitteln – 2. Herausarbeiten des Hauptgedankens – 3. Übersetzung. Zur Binnendifferenzierung sollen die Texte mit sehr unterschiedlicher sprachlicher Schwierigkeit an Gruppen mit entsprechender Leistungsstärke verteilt werden. Als vierter und letzter Schritt folgt eine von der Lehrkraft moderierte Debatte mit „zwei Parteien (Römer/Autochthone)“ (20). Laut S. endet diese meist in einer grundsätzlichen Diskussion über „kulturelle Aneignung“ (ebd.), die einen „strapazierten Aktualitätsbezug“ (ebd.) unnötig mache. Mögen dies die Lernenden oder auch die Lehrkraft entscheiden.

– P. Schrott: Von Wildschweinen und weißen Tauben. Personale und systemische Missstände in der römischen Provinzialverwaltung (26-33; ab Jgst. 9; 3 bis 5 oder 8 bis 10 Stunden je nach Variante). „Ich bin ernannt für ein Jahr. Ein Jahr habe ich Zeit, reich zu werden!“ ruft der Statthalter Agrippus Virus in „*Asterix bei den Schweizern*“ (von S. als Einstieg empfohlen) und bringt damit Wesentliches auf den Punkt: Die Promagistratur nach dem Amtsjahr war eine Einrichtung, die „förmlich zum Missbrauch der temporären Machtbefugnis einlud“ (27). Die beiden Teile der Einheit können einzeln behandelt oder kombiniert werden. Im ersten beschreibt Cicero in den Reden gegen Verres (2,2,2-9) die besondere Stellung der Provinz Sizilien, dann die Treue und Zuverlässigkeit seiner Bewohner, doch hätten diese sich an die schlechte Behandlung der römischen Magistrate mittlerweile gewöhnt. Wenn sie nun gegen den besonders skrupellosen Verres klagten, sollen die Lernenden in ihm „eigentlich nur ein Symptom für das kollektive Systemversagen“ (28) erkennen. Im zweiten Teil werden drei antike

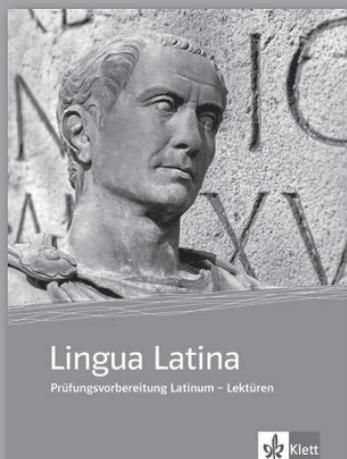
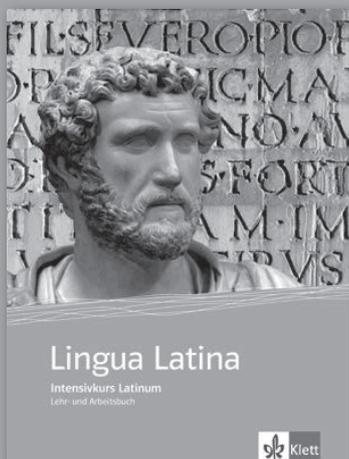
Erfolgreich Latein unterrichten!

© Getty Images (Gary Yeowell), München



[www.klett-sprachen.de/
lingualatina](http://www.klett-sprachen.de/lingualatina)

Entdecken Sie Lingua Latina
für Ihren Lateinkurs!



Z35176

Sprachen fürs Leben!

 **Klett**

Berichte über Caesars bewunderte Amtsführung in Spanien und Gallien in Übersetzung bzw. zweisprachig geboten (Sueton, *Iul.* 18; Plutarch, *Caes.* 12; Caesar, *BG* 2,35). Im krassen Gegensatz dazu steht dann das Schmähdgedicht Catulls (c.29), in dem er Caesar (respektlos angesprochen: V.5 *cinaede Romule!*) vorwirft, mit der Beute aus seinen Feldzügen das lasterhafte Leben seines Günstlings Mamurra zu finanzieren (wieder starker Tobak: V.13 *ista vestra diffutata mentula*). Am Ende weitet Catull seine Kritik auch auf Pompeius aus (V. 23f.). So könnten die Lernenden „anhand der gewählten Beispiele erkennen, dass die Realpolitik weit hinter den hohen Ansprüchen des kollektiven Selbstbildes zurückblieb“ (29). Diese hohen Ansprüche werden etwa in Vergils eingangs behandeltem „*pacique imponere morem, parcere subiectis*“ (27) formuliert; schade, dass dieses Zitat in der Konzeption keine Rolle spielt.

– T. Choitz: *Tu regere imperio populos, Romane, memento!* Die augusteische Selbstdarstellung bei Vergil und auf der Gemma Augustea (34-38; ab Jgst. 11, ca. 3-4 Stunden). Die augusteische Propaganda mit ihrem Bildprogramm zeigt sich in vielen Bereichen (die Statue von Prima Porta, die Ara Pacis usw.), auch auf der bekannten Gemma Augustea (entstanden wohl 10 n. Chr.). Der Unterrichtseinheit vorausgehen sollte die Lektüre der „Römerverse“ am Ende der Heldenschau des sechsten Aeneis-Buches (V.847-853) und möglichst auch die Jupiter-Prophezeiung im ersten Buch (V.257-296). Die Lernenden erarbeiten Vergils „Aussagen zur römischen Weltherrschaft“ (37) aus den beiden Passagen. Dann sollen die Figuren der Gemme bestimmt werden, teilweise (und sicherlich nötig) mit starken Hilfen. Bemerkenswert ist, dass Augustus sich hier als Jupiter darstellen lässt. Nicht alle Figuren

lassen sich sicher bestimmen. Da die ganze untere Bildhälfte der Unterwerfung fremder Völker gewidmet ist, sollten die Lernenden aber leicht zu der Erkenntnis gelangen, dass hier in Übereinstimmung mit den Aeneis-Passagen die göttlich gewollte römische Weltherrschaft und „Friedensordnung konkret und symbolisch visualisiert“ (35) werden. Ein Problem am Rande: Die Recherche zu einigen Aufgaben soll im Internet stattfinden. Daher wird die Gemme den Lernenden auf dem Arbeitsblatt als „Schmuckstein“ vorgestellt, damit sie nicht alle Ergebnisse sofort „ergoogeln“. Leise Zweifel, ob dies gelingt, bleiben bestehen (vgl. 36, Anm.1).

– St. Flaucher: Eine Romkritik? Tibulls „alternative Romidee“ (39-45; ab Jgst. 10, ca. 10 Stunden). Tibull schrieb die Elegie 2,6 anlässlich der Aufnahme des Sohnes seines Gönners Messala in das Priesterkollegium des Apollon. Hier bittet der Dichter den Gott der Weissagung unter anderem, ihm mitzuteilen, was denn die Seherin Sibylle dem Aeneas über dessen Zukunft prophezeit habe. Im Hintergrund der in wörtlicher Rede angeführten Prophezeiung (V. 39-64) steht natürlich die Jupiter-Rede im ersten Aeneis-Buch (V. 257-296). Ein Vergleich zeigt: „Vergil und Tibull gemeinsam ist die Entwicklungslinie Troia – Lavinium – Alba Longa – Rom und die Schilderung eines Goldenen Zeitalters“ (41). Mit keinem Wort erwähnt die Sibylle bei Tibull jedoch Augustus, in dem Vergil den Höhepunkt der geschichtlichen Entwicklung sieht. Dafür aber wird vor der Prophezeiung ausführlich ein ländliches Idyll beschrieben, das in Latium vor der Landung der Trojaner herrschte. Warum diese Verschiebung? Um das Lebensideal und die Wertewelt Tibulls kennenzulernen, sollen die Lernenden zu Beginn der Unterrichtseinheit Auszüge aus Tibull 1,1 (Lob des Landlebens) und 1,10 (gegen

Waffen und Krieg) lesen (zweisprachig). So wird verständlich, dass Tibull der augusteischen Propaganda auch in 2,6 keinen Raum geben wollte. Bei der Planung zu beachten ist die beträchtliche Textlänge von 2,6 (116 Verse, davon 26 in Übersetzung, der Rest mit Angaben).

– T. Choitz / P. Schollmeyer: Wie gelungene Integration funktioniert. Das römische Reich und seine Provinzen im 2. Jh. n. Chr. (46-50; ab Jgst. 10, ca. 4 Stunden). Vor allem seit dem 2. Jhd. v. Chr. seien die Provinzen „immer stärker als gleichberechtigte Glieder eines gemeinschaftlichen Ganzen und weniger als unterworfenen Besatzungsgebiete gesehen“ worden (46). Aelius Aristides stammt aus dem kleinasiatischen Mysien und ist Vertreter der zweiten Sophistik. Selbst mit dem römischen Bürgerrecht bedacht, hielt er 143 n. Chr. vor Antoninus Pius eine Lobrede auf die Herrschaft Roms: Das riesige Reich werde klug, gerecht und milde verwaltet, im Interesse aller Untertanen; das Bürgerrecht könnten alle Tüchtigen erlangen; hinzukämen Reisefreiheit und zivilisatorischer Fortschritt. Die Lernenden sollen aus dem Text (ca. 2000 Wörter, deutsch) Merkmale der Behandlung der Provinzen durch Rom und deren Vorteile herausarbeiten. Im zweiten Teil der Einheit erkennen sie die römische Wertschätzung der Provinzen zur Kaiserzeit an deren Personifikationen im Hadrianeum (anmutige Frauengestalten mit spezifischen Attributen). Konkrete Parallelen zum Redetext bestehen allerdings nicht. Abschließend sollen als Transfer die bei Aristides genannten „Integrationsfaktoren“ (50) mit „der aktuellen Diskussion in Deutschland“ (ebd.) verglichen werden. Dass die Lehrkraft bei solch einer Aktualisierung sensibel auf die verschiedenen Rahmenbedingungen hinweisen muss, dürfte klar sein.

– Im Magazin A. Papaphilippu: Aspekte einer Romidee und Romkritik in aktuellen Lehrwerken (51-53). P. hat die Präsenz der Rom-Thematik in 15 „gängigen Lehrwerken in NRW“ (51) untersucht, wobei der Schwerpunkt auf den Lektions- und Sachtexten sowie kürzeren Zusatz- und Übungstexten lag. Zusammenfassend lässt sich sagen, dass zentrale Stoffe und Aspekte in allen Lehrwerken berücksichtigt werden (Aeneas, Gründung Roms, Sabinerinnen, Punische Kriege, Exempla). Nicht immer vorhanden waren „explizite Interpretationsaufgaben“ (51), besonders unter dem Aspekt der Romkritik. Verdienstvoll die ausführliche Synopse für alle gesichteten Lehrwerke (mit QR-Code), bei der P. zusätzlich „in einem Ideenspeicher einige mögliche Reflexionsansätze und methodische Zugänge“ (52) vorstellt.

Fazit: Insgesamt ein gelungener Band, der Romidee wie Romkritik in den Beiträgen fundiert und mit didaktisch unterschiedlichen Zugängen berücksichtigt. Allerdings hätte man sich häufiger Ansätze für einen Gegenwartsbezug bzw. Transfer-Angebote gewünscht.

ROLAND GRANOBIS

Heft 1-2024 der Zeitschrift **Antike Welt** ist thematisch der ägyptischen Königsnekropole von Abydos gewidmet. Die Nekropole von Abydos hatte für die alten Ägypter eine außerordentliche Bedeutung, da sie die letzte Ruhestätte der ersten Könige des Reichs beherbergte und der Glaube an den Totengott hier seinen Ursprung fand. Dies machte Abydos zu einem der bedeutendsten heiligen Orte der Antike, der über nahezu 3000 Jahre hinweg Pilger anzog.

– Das Heft enthält auch die Fortsetzung des Beitrags von F.-W. von Hase: Die Italienreise des Fürsten Franz von Anhalt-Dessau 1765-1766. Zu den Spuren seines Besuchs der Golfregion

im Gartenreich von Dessau-Wörlitz, Teil 2 Schloss Wörlitz und Schloss Luisium, 50-59. Die Prachtbände der *Antichità di Ercolano esposte*, die von 1757 bis 1765 veröffentlicht wurden, dienten als Vorlagen für viele Wandbilder und Dekorationen in den Anlagen des Dessauer Gartenreichs.

Titelthema in **Heft 2-2024** sind *Antike Puppen*, ein lange Zeit von der Forschung vernachlässigtes kulturelles Phänomen. Es geht um Gliederpuppen in der griechischen und römischen Antike. Von der Rolle in Hochzeitsriten bis zu deren Auftreten in Bestattungskontexten wird eine Vielzahl ritueller Dimensionen diskutiert. – V. Dasen, A. Verbanck-Pierard: Grabstelen – Vasen – Schmuck – Puppen in der bildlichen Darstellung, 8-13. In der griechischen Welt hat sich eine große Vielfalt an Gelenkpuppen erhalten. Bildliche Überlieferungen befinden sich vor allem auf Gegenständen, die eine rituelle Verwendung im Zusammenhang mit Hochzeiten und Begräbnissen nahelegen. – P. Maillard: Puppen von der Athener Agora. Unterschiede und Entwicklung ihrer Herstellungsweisen, 14-17. Die Gliederpuppen der griechischen Welt bestehen hauptsächlich aus Ton – im Gegensatz zu den römischen Puppen, die auch aus Elfenbein und Knochen gefertigt wurden. Auf der Agora von Athen wurden die Gelenkfiguren besonders häufig hergestellt. – O. Menozzi: „Grabgöttinnen“ aus Kyrene. Puppen für Bestattungen und Rituale, 18-22. Bei jüngsten Grabungen in Kyrene im heutigen Libyen kamen Puppen ans Licht, die aus Bestattungen sowie Heiligtümern stammen. Anhand der Funde aus griechischen und römischen Bestattungskontexten lassen sich spannende neue Erkenntnisse gewinnen. – M. Muratov: Gelenkfiguren aus Terrakotta. Funde aus dem Bosporianischen Reich, 23-25. In einer Vielzahl

archäologischer Kontexte finden sich verschiedene Arten von Terrakottafiguren mit Gelenken – darunter auch in den griechischen Städten des nördlichen Schwarzmeerraums vom 2. Jh. v. Chr. bis ins 3. Jh. n. Chr. – Ch. Bianchi: Gliederpuppen der Römer – Ein spannender Fund aus Thessaloniki, 26-30. Die Entdeckung einer wertvollen römischen Gliederpuppe in einem Grab in Thessaloniki entspricht exakt jenen der römischen Kaiserzeit und gilt als bisher erster gesicherter Nachweis ähnlicher Exemplare in Griechenland. – V. Sabetai: Das Lächeln der Medusa. Grotteske Gliederpuppe mit pädagogischem Zweck, 31-32. Die antike Polis Tanagra war einst Hauptort von Böotien. Dort wurde eine Gliederpuppe gefunden, die einen Schild mit Medusenhaupt in den Händen hält und einige Rätsel aufgab, denn die Identität der Figur ist nicht ohne Weiteres erkennbar. – Außerdem: J. Fischer: Dem frühgriechischen Königtum auf der Spur – Soziale und politische Verhältnisse im spätbronzezeitlichen Griechenland, 58-63. Das Königtum im mykenischen Griechenland ist in den letzten Jahren kontrovers beurteilt worden. Während manche Forscher die Vorherrschaft eines mykenischen Großkönigs über weite Teile Griechenlands vermuteten, haben andere Zweifel an dieser These. – J. Schreyer: Die Freiheit der Alten. Archäologische Vermessung eines Europäischen Grundbegriffs, 79-83. Wie sieht die Freiheit aus? Bis heute sind unsere alltäglichen Debatten darüber von ganz konkreten Phänomenen und wirkmächtigen Bildern bestimmt. Eine archäologische Spurensuche in der griechisch-römischen Antike zeigt deren Anfänge.

In **Heft 3/2024** von *Antike Welt* sind zwei Aufsätze besonders hervorzuheben: F. Knopf: Caligulas „ungeheuerliche“ Verwandlung. Wie ein junger Kaiser den Charakter des römischen

Kaisertums ändern wollte, 69-75. Zusammen mit Nero gilt Caligula als Inbegriff des von Wahnsinn befallenen Kaisers, der sich in Bluträusche, Grausamkeiten, sexuelle Abnormalitäten und Tyrannei erging und in dessen Umfeld kein Familienangehöriger, Senator oder Militär sicher war. Der Versuch, Caligula Wahnsinn zu unterstellen, ist keine rein moderne Erfindung. Schon antike Autoren wussten sich nicht anders zu helfen, als Caligula „Irrsinn“ oder einen „verwirrten Geist“ anzudichten. – B. Andreae: Ein Sieger in Not – Das Alexandermosaik im Museo Archeologico Nazionale Napoli, 76-83. Das Alexandermosaik hält fest, wie Alexander der Große in der Entscheidungsschlacht bei Gaugamela auf den persischen Großkönig Dareios III. trifft. Altertumswissenschaftler beschreiben Alexander im Mosaikgemälde als Sieger – aber genaue Betrachtungen zeigen seine verzweifelte Situation.

Die Zeitschrift **Welt und Umwelt der Bibel**, 1/2024 (Nr. 111) hat ein besonders reizvolles Titelthema, das den Leser durch die Jahrhunderte führt: *David. König, Mensch und Mythos*. David gehört zu den berühmtesten Gestalten der Bibel. Die Erzählungen über ihn fanden reichen Niederschlag in bildender Kunst, Literatur und Musik. Als König, Beter, Sänger und Glaubender verkörpert er die große Hoffnung des Volkes Israel auf Gottes ungebrochene Hilfe. Gleichzeitig wird David auch als Mensch mit Fehlern, ja mit krimineller Energie gezeigt. Genau darin liegt die Faszination der David-Überlieferungen: Mitten in einer sehr wechselhaften Geschichte zeigen sich Spuren des Wirkens heilsamer, ja heiliger Kraft. Und so kommt es, dass im Neuen Testament Jesus, der ohne Berührungängste den Menschen seiner Zeit begegnete, als „Sohn Davids“ bezeichnet wird. – W. Baur: Facetten des biblischen David.

König, Mensch und Mythos, 6-9. – W. Zwickel: Der Aufstieg des ersten Königs Israels. David zwischen Realität und Legende, 10-15. – Cl. Ludwig: Der legitimierte Usurpator. David, Prophet und Sänger in kaiserlichem Gewand, 16-19. – Kl. Bieberstein: Davids Stadt und Davids Grab. Wundersame Wanderungen von Traditionen im Wandel der Zeiten, 20-26. – M. Peetz: David und die Frauen. Über Macht, Machtausübung und Machtmissbrauch, 26-29. – E. Ballhorn: Der machtlose König. Das Lebensbild Davids in ‚seinen‘ Psalmen, 30-33. – St. Schreiber: Hosanna dem Sohn Davids. David im Neuen Testament, 34-39. – R. Burrichter: Was sieht, wer das sieht? David in der bildenden Kunst des Abendlandes, 40-45. – K. Vehlow, „David – melech Yisrael“. Die Bedeutung Davids im Judentum, 46-49. – M. Hoffmann: Der Davidstern. Zwischen „magischem Zeichen“ und Nationalsymbol, 50-51. – A. Müller: David in der christlichen Spätantike. Idealer Herrscher oder vorbildlicher Büsser? 52-55. – I. Lang: David im Islam. Kann ein Prophet auch Sünder sein? 56-58.

In **Heft 2/2024 (Nr. 112)** geht es um das Thema *Christliche Häresien. Ringen um den richtigen Glauben*. – Das frühe Christentum war ein Versuchslabor! Der Ausdruck „Häresie“ impliziert richtig und falsch, er beinhaltet die Vorstellung von den Rechtgläubigen und denjenigen, die davon abweichen. Ein Blick in die frühe Geschichte der Christenheit zeigt jedoch zweierlei: erstens, dass sich auch der scheinbar so feststehende Glaube erst entwickelt hat. Und zweitens belegt die Fülle der später als häretisch eingestuft und verurteilten Glaubensrichtungen, wie sehr Menschen auf dem Weg waren, gesucht und darum gerungen haben, was es heißt, an Jesus Christus und seinen Gott zu glauben. – Chr. Handschuh, S. Huebenthal, M.

Weißer: Auf der Suche nach christlicher Identität. Häresie oder Heterodoxie – (nicht nur) eine Begriffsklärung, 6-9. – Chr. Blumenthal: Das Neue Testament plädiert für theologische Diversität – Einzelschriften können auch anders ... Häresie in neutestamentlicher Zeit? 10-13. – Chr. Hornung: „Häretiker – gottlos, schwatzhaft und listig“. Abgrenzung unter Christen, 14-19. – Studierende und Lehrende der Universität Passau: So viele Glaubensrichtungen wie Gläubige? Frühchristliche Häresien im Überblick, Steckbriefe zu 20 Heterodoxien: 20-27. – J. Schröter: ... die nach Erkenntnis suchen. Gnosis und Gnostiker im frühen Christentum, 28-34. – G. Röwekamp: Origenes – Ketzer oder Kirchenvater? 35. – U. Heil: Keineswegs nur eine theologische Streitfrage. Auseinandersetzungen um den Arianismus, 36-41. – A. Müller: „Durch den Einsturz der Badestube getötet“. Die Rede vom schmachvollen Tod der Häretiker, 42-43. – W. Löhr: Das erste Todesurteil für Häretiker. Priscillian und die Priscillianisten, 44-47. – Chr. Lange: Nestorios war kein „Nestorianer“. Eigenwilliges Vorgehen auf dem Konzil von Ephesus, 48-53. – M. Peetz: Vielfalt, Identität und Abgrenzung im frühen Judentum. Streit um den Kult und die Auslegung der Tora, 54-59.

Mitte Mai 2024 ist **Heft 25** von **Pro Lingua Latina (PLL)** erschienen, eine Broschüre von 200 Seiten, herausgegeben vom gleichnamigen Verein am Aachener Pius-Gymnasium „zur Förderung der Lateinischen Sprache in Schule und Öffentlichkeit“, konzipiert mit vielen Mitstreitern vom umtriebigen Kollegen Dr. Hermann Krüssel. Er zeigt sich selbst überrascht von 25 gewichtigen PLL-Ausgaben, „aber die Welt der lateinischen Sprache und Literatur bietet eine unermessliche Fülle an Themen. Wir haben uns in den 25 Ausgaben immer mehr auf drei Säulen konzentriert: die

Welt des Neulateins, beginnend in der Zeit von Petrarca (etwa 1330) bis heute, Aquensien und Schülerbeiträge. Das soll auch in dieser Ausgabe die Grundlage sein“ (Nota Editoris). Das Inhaltsverzeichnis umfasst deutlich über 30 Beiträge. Den Anfang machen – längst zur Spezialität von PLL geworden – Chronogramme zum Jahr 2024, 5-12. – Es folgt ein längerer Forschungsbericht von J. Gens: Der Tod des Pan. Die Pan-Reliefs des Pablicius-Grabmals, 13-33, den er mit eigenen tiefen Erinnerungen beginnt: „Als im August 1965 der erste Quader des Pablicius-Grabmals von meinem Bruder und mir gefunden wurde, war dies ein Moment, den man nur schwer in Worte fassen kann. Es war ein Moment, der auch noch heute – nach fast 58 Jahren – so in meinem Gedächtnis präsent ist, dass ich die Gänsehaut zu spüren glaube, die mir beim ersten Betrachten des Pan-Reliefs über den Rücken lief. Ein Moment von ungläubigem Staunen und ehrfürchtigem Erfassen einer Situation, die so überwältigend und zugleich unreal erschien, dass wir minutenlang sprach- und regungslos vor diesem Relief standen, um zu begreifen, was uns da gerade widerfahren war“, 13. – Schlangendarstellungen u. a. auf Lararien, also einem Bildmotiv, das uns aus Lateinlehrbüchern durchaus geläufig ist, geht H. Krüssel nach: Auf der Suche nach dem unsterblichen Glück. Eine Spurensuche nach geheimnisvollen Kulturen in Kampanien, 35-51. – Eine Exkursion von PLL nach Köln nimmt H. Krüssel zum Anlass, über die unterirdische Geschichte eines alten Gebäudes zu berichten: 1700 Jahre Baugeschichte unter St. Severin. Ein rätselhaftes und faszinierendes Gräberfeld aus dem frühen Köln, 53-59. – Über einen 5,5 m hohen, konisch nach oben verlaufenden Obelisk, ein Werk des Braunschweiger Künstlers Siegfried Neuenhausen, berichtet M. Borrass:

Ein Mahn- und Lernort. Die Helmstädter Gerechtigkeits-Steile, 61-65; gezeigt werden bilderbuchartig aneinandergereihte Szenen und Allegorien, welche die Prinzipien von Recht und Gerechtigkeit thematisieren. – Mehr lesen würde man gerne über einen Öcher-Platt-Experten, ehemals Schüler des Pius-Gymnasiums und mittlerweile Lehrer für Chemie und Biologie, der zwei Asterix-Bände in den mitteldeutschen Dialekt, der in Aachen gesprochen wird, übersetzt hat: H. Krüssel: Ein Übersetzer bei der Arbeit. Markus Krings präsentiert Asterix auf Öcher Platt, 66. Obgleich es heißt, dass Öcher Platt für Personen, die ausschließlich Standarddeutsch verstehen, kaum verständlich ist, war die Auflage schnell vergriffen. – Unter dem Titel *Pro armis caritas*. Graf Folke Bernadotte, der Vater der Weißen Busse, 67-77, berichtet H. Krüssel über die Rettung von knapp 20.000 Häftlingen aus Konzentrationslagern im April 1945. – V. Miniailo, die als Schülerin aus der Ukraine ans Pius-Gymnasium kam, berichtet über ihre Kriegs- und Fluchterlebnisse: Niemand hat das Recht, uns das Leben zu nehmen. Der Krieg Putins gegen die Ukraine, 71-72. – H. Krüssel: *Facta dabunt animos ad pia bella pares*. Ein Putin und ein Kyrill des 17. Jahrhunderts. Münsters Fürstbischof Bomben-Bernd überfällt die Niederlande, 73-93. –

In der zweiten Hälfte der Jubiläumsausgabe PLL 25 geht es vorrangig um Aquensien und beeindruckende Schülerbeiträge. Hier nur eine Auswahl: J. Schnieders: „Die Bürgerschaft“ oder „Damon und Pythias“. Fragen zu Schillers „Bürgerschaft“, 94-98. – D. Detiège: Wo wurden die liturgischen Aachener Schätze und Reliquien von der Zeit Karls des Großen bis zur Errichtung der Matthiaskapelle aufbewahrt? 99-108. – Chr. Wurm: Skandal um Ovid! Der ‚Fall‘ Vintila Horia, 101-129. – Chr. Wurm:

Stimmen und Steine. Bezeichnungen für die individuelle Wahlentscheidung in den alten und neuen Sprachen, 113-116. Hier geht es um die Begrifflichkeit beim Wahlvorgang in unterschiedlichen Sprachen. – Der Grundkurs Q1 am Pius-Gymnasium berichtet über Lektüreekenntnisse: Die Pythagorasrede in Ovids Metamorphosen. Gedanken zum Umgang mit Fleisch, 119-125. – M. Schulte-Nover brachte seine Erinnerungen an den Lateinunterricht bei Dr. Karl Niederau amüsant zu Papier: Ein Original, wie wir keines wiederbekommen, 128-132. – Über eine Exkursion an den Main berichtet Cl. P. Meyer: Auf den Spuren der Römer. Das Pompejanum in Aschaffenburg, 137-140. – M.-S. Kruse: Lukretia – Heldin oder nicht? Hat sich die Sicht auf die Frau verändert? 141-148. – N. Schirin-Sokhan: Seneca und die Todesfurcht. Hilft die Stoa auch heute noch Menschen, die Angst vor dem Tod zu nehmen? 149-158. – Cl. Jenkes et al. berichten mit ihrem Drehbuch „*Si terra diceret nostra*“ über ihre erfolgreiche Teilnahme bei einem Schülerwettbewerb, 158-160. – ebenso H. Krüssel: „Ein hochkarätiger Wettbewerb“. Der 38. Durchgang des *Certamen Carolinum*, 161-164. – E. Gruber: Daedalus und Ikarus. Antike trifft Kunst, 165-170. – A. Czech: Fleisch als Luxusgut? In der *Cena Trimalchionis* (Petr. Sat. 55,4-56,7), 171-177. – J. Theißen: Ovids Metamorphosen – „A handbook on rape“? Erarbeitung der Genderproblematik in den Metamorphosen und des sich daraus ergebenden Potenzials in Zeiten von #MeToo, 185-191. – P. Stock: Das Verhältnis Mensch und Natur – eine moralische Kategorie? Betrachtungen zu Ovids Vier Weltaltern aus den Metamorphosen, 191-193. – Mit diesem proppevollen Heft mit Lesestoff für viele Stunden gelingt dem Aachener Verein PLL zweifelsohne die „Förderung der Lateinischen Sprache in

Schule und Öffentlichkeit“ in sehr hohem Maß. Glückwunsch und Gratulation zu einem beeindruckenden Jubiläum!

Die Redaktion der Zeitschrift **Scrinium** legt mit der **Nr. 2-2023** ein recht umfangreiches Heft vor (auch online zu studieren: <http://www.dav-rlp.de/scrinium/241-aktuelle-ausgabe-2023-nr-2>). – J. Hartmann widmet sich dem Thema Heinrich von Kleists „Der zerbrochene Krug“ als Vermittler antiker Literatur, 4-27. – Es folgt K. Roeske: Der gerechte Krieg und der römische Imperialismus. Caesars Schrift über den Gallischen Krieg, 28-45, und folgt der Theorie des gerechten Kriegs über Caesar hinaus in „Thesen von der Spätantike bis in unsere Zeit“. – A. Dams-Rudersdorf hat bei ihrem Beitrag Schülerexkursionen zu keltischen Fundstätten im Blick: Die Kelten in Deutschland – die Altburg bei Bundenbach, 47-56. – Ergebnisse ihrer pädagogischen Facharbeit stellt M.-L. Reinhard-Mika vor: Wortschatzarbeit durch Methoden des Hör(seh-)verstehens? 57-60. – R. Fortuin berichtet über die Fortbildung am 9.10.2023 mit Peter Kuhlmann über Wortschatzarbeit im Lateinunterricht, S. 60, und verweist auf einschlägige Materialien unter: http://www.dav-rlp.de/images/dav/Scrinium/2023/2023-2/08-Dr_Rigobert_Fortuin_Wortschatzarbeit_im_Lateinunterricht_Fortbildungsmaterial-Material_von_Prof_Dr_Peter_Kuhlmann_.pdf.

In **Heft 1/2024** von **Die Alten Sprachen im Unterricht** greift die Redaktion zu einem drastischen Hinweis an ihre Leser. Auf Seite 5 steht in großen Schrifttypen: „Ohne Ihre Beiträge sehen alle Seiten in den nächsten Heften bald so aus wie die folgende!“ Und auf der folgenden Seite sieht man – nichts. Jeder Schriftleiter kennt die Situation, die Harald Kloiber zum Thema macht. Er verweist auf Seite 3 auf den neu ein-

gerichteten Internetauftritt des DAV in Bayern: <https://www.klassischesprachen.de/> und präsentiert – wie seit vielen Jahren – ein materialreiches Heft von DASIU, etwa: J. Winter: Die römische Erfolgsstory – römische Geschichte in Theaterform, 7-17. – C. Seyferth: Die Rezeption des Medea-Mythos in Franz Grillparzers Medea, 18-30. – H. Kneidl: Latein lebt! Die Konzeption eines Römertages zur Gewinnung von Schülerinnen und Schülern für den Lateinunterricht, 31-38. – Nachtrag zu **DASIU Heft 4-2023**, das versehentlich unberücksichtigt geblieben ist: H. Kloiber dankt im Nachrichtenteil MR Dr. Rolf Kussl, der zum 1.8.2023 aus dem aktiven Dienst am Bayerischen Staatsministerium für Unterricht und Kultus ausgeschieden ist, für alles, was er für unsere Fächer erreicht hat. – Prof. em. Werner Suerbaum feierte am 14. Juli 2023 seinen 90. Geburtstag; der Ehrentag wurde, wie S. 4 zu lesen ist, mit einer Petronian Party gefeiert. – Folgende Beiträge sind zu notieren: A. Kern: Sprachsensibler Lateinunterricht – Teil 1: Das unausgeschöpfte Potenzial des Lateinunterrichts, 10-15. – A. Lindl: Fachspezifische Lehr- und Lernprozesse im Fokus. Einladung zur Mitwirkung an der Studie FALKO-PV im Fach Latein, 16-18. – V. Riederer, D. Pfefferkorn: Antikenrezeption in „Die Tribute von Panem (Suzanne Collins)“ Hybrider EduBreakout, 19-34. – Kr. Ernst: Konzept für eine Werbekampagne für den Lateinunterricht: Imagefilm „Venite! Ein Tag in Rom mit Tullia und Marcus“, 35-42.

Mehrere sehr lesenswerte Beiträge bietet das **Doppelheft 2/2023 + 1/2024** von **Latein und Griechisch in Baden-Württemberg** (vgl. <https://www.dav-bw.de/wp-content/uploads/2024/04/DAVBW2023n2u2024n1.pdf>). In seinen umfangreichen Vorbemerkungen zum Heft verweist S. Faller u. a. auf einen

Vortrag von B. Zimmermann am 27.2.2024 (den ersten in Freiburg nach seiner Emeritierung) über die sophokleischen Dramen Antigone und König Ödipus (https://www.youtube.com/watch?v=_zukxQGvyAo). Die Beiträge im Heft: D. Pausch: Livius und die Exempla: eine Engführung und ihre Überwindung, 6-25. – B. Zimmermann: Erkenne die selbst. Zu Sophokles, Antigone und König Oidipus, 26-35. – St. Faller: Der Gipfel der Unvereinbarkeit: Josef Eberle und die Brennessel, 36-44. – J. Blänsdorf: Zu Deutungsproblemen allegorischer Figuren in Stuttgart-Bad Cannstatt, 45-48. – K. Boyé: Bericht von der XXXI. Sommerakademie in Überlingen: „Alte Sprache NEU“, 49-50. M. Birk: James Bond, Me too & ChatGPT – Herbsttagung des DAV Württemberg in Stuttgart, 51-54. – H. Meißner: Michael von Albrecht zum 90. Geburtstag, 55-60. – Chr. Wurm: Meeresreise mit Vergil – Das Itinerarium des Francesco

Petrarca, 61-67. – St. Faller: Pegasus-Nadel für Bernhard Zimmermann, 71-72.

Heft 1-2024 der Online-Ausgabe **Latein und Griechisch in Berlin & Brandenburg** (<https://davbb.de/sammlung-ausgaben-lgbb/lgbb-1-2014/>) beginnt mit J. Bernhardt, M. Humar: Herodots Historien im Unterricht – Eine Unterrichtsreihe zur Wahrheit bei Herodot, 3-11. – Mitteilung der Redaktion: Zwei Berliner unter den DAV Preisträgern beim Bundeskongress in Wuppertal, 12-13. – U. Schmitzer: Verleihung des Humanismuspreises an Pater Klaus Mertes SJ, 14-17. – M. Humar: Alte, falsche Freunde – ‚false friends‘ im Lateinischen und Griechischen als Methode bei der Wortschatzarbeit, 18-20. – J. Rabl: Antike im Maßstab 1:1. Besuch im Archäologischen Park Xanten und im RömerMuseum, 22-49. – J. Rabl: Schöne Bücher, 50-121. Besprechung von elf Neuerscheinungen.

JOSEF RABL

Anzeige Bögl 1/2 Seite

Besprechungen

Kirchner, R. (2022): *Protrephtik und Rhetorik. Werbung für die Beredsamkeit in der römischen Literatur*, Stuttgart, Franz Steiner Verlag: Stuttgart. 249 S., EUR 50,- (ISBN: 978-3-515-13291-6).

Die vorliegende Studie ist eine Habilitationsschrift, die 2020 von der Philosophischen Fakultät der Friedrich-Schiller-Universität Jena angenommen wurde. In der Einleitung (11-12) stellt Roderich Kirchner (K.) klar, dass die antike Rhetorik Teil des Erziehungswesens der Antike war. Bereits in der ersten Anmerkung verweist K. auf wichtige Literatur zum Thema (etwa: J. Christes/R. Klein/Chr. Lüth (Hrsgg.), *Handbuch der Erziehung und Bildung in der Antike*. Darmstadt 2006 und natürlich der Klassiker: H.-I. Marrou, *Geschichte der Erziehung im klassischen Altertum*, hrsg. von R. Harder. Freiburg/München 1957). Als Ziel seiner Untersuchung gibt K. an, „die jeweiligen literarischen Motive und Formen der Werbung für die Beredsamkeit und für den Unterricht in der Rhetorik in der römischen Literatur zu beschreiben“ (12). Im ersten Kapitel erläutert K. den Begriff Protrephtik, geht auf Motive und ihre Entstehung ein (13-36). Im Vordergrund der „sachlichen Grundlagen“ stehen griechische Autoren, vor allem Isokrates; die Vertreter der griechischen Rhetorik setzten sich mit den Sophisten und den Philosophen auseinander und bildeten protrephtische Motive und Formen heraus (12). Wie am Ende aller Kapitel bietet K. auch hier eine Zusammenfassung (36). Auf der Basis dieser Analysen beschreibt K. im zweiten Kapitel (37-47) die Wege der Protrephtik für die Rhetorik von Athen nach Rom. Dabei spielen Cato der Ältere und Cicero, aber auch Seneca

der Ältere eine entscheidende Rolle. Der Verfasser widmet Cato dem Älteren ein eigenes Kapitel (Kapitel drei) und präsentiert ihn als Redner und Vorbild (48-62). Dann folgt das zentrale vierte Kapitel: Cicero (63-195). Im fünften Kapitel untersucht K. die Bedeutung Senecas des Älteren im Rahmen seiner Fragestellung (196-218). Im sechsten Kapitel stellt K. die erarbeiteten Ergebnisse vor (219-224), im siebten Kapitel finden die Leserinnen und Leser ein umfangreiches Literaturverzeichnis (225-235). Das Register mit dem Index locorum und den Stichwörtern bildet den Abschluss des Buches (237-249).

Das erste Kapitel beginnt K. mit einer Definition des zentralen Begriffs seines Buches: „Unter Protrephtik versteht man in der modernen Forschung die Werbung für einen bestimmten Unterricht, für einen bestimmten Lehrer und um einen bestimmten Schüler“ (13). Eine solche Werbung geht einher mit verschiedenen protrephtischen Motiven, vor allem mit dem „Motiv der Gabe, dem Lob der Redekunst, der Aufforderung zu Anstrengung und Übung, der Warnung vor dem Scheitern und dem Versprechen von Ruhm“ (220). Abgegrenzt wird die Protrephtik von der Paränese, die verstanden werden kann als „die Aufforderung und Ermahnung, sich an bestimmte Regeln für die richtige Gestaltung des Lebens bzw. eines Lebensbereiches zu halten, und zugleich die Präsentation wichtiger Regeln“ (18). Als Paradebeispiele für paränetische Reden können Isokrates' Reden *An Nikokles* (Isoc. 2) und *Nikokles oder An die Kyprier* (Isoc. 3) genannt werden (18). Auf der Grundlage dieser Begriffsbestimmungen ist es

K. möglich, systematisch seine Themenbereiche durchzuarbeiten.

Im zweiten Kapitel legt K. sein vertieftes Verständnis von dem vor, was er mit seiner Publikation untersuchen möchte, nämlich die Protreptik für die Rhetorik in Rom von den Anfängen bis zum Älteren Seneca.

Der erste römische Protagonist steht im dritten Kapitel im Vordergrund: Cato der Ältere. K. wählt dessen Werke aus zwei Gründen für seine Studie aus; einerseits kann er als „Vorbild und Lehrer der Beredsamkeit“ gelten, andererseits wendet er sich an seinen Sohn mit dem deutlichen Ziel, ihn „zu erziehen und zu fördern“ (48). Damit steht er – wie auch Cicero und Seneca – in einem persönlichen Verhältnis zu einer ihm nahestehenden männlichen Person und setzt sich für den Erwerb rhetorischer Bildung ein. Hierbei rezipiert er bestimmte Schemata, die er direkt oder indirekt von dem griechischen Redelehrer Isokrates und dessen Nachfolgern entlehnt hat. In den folgenden Unterabschnitten analysiert K. das Bild Catos als Redner und Vorbild näher (49-51). Während es Cicero vergönnt war ungefähr 150 Reden Catos zu lesen (*Brutus* 65), können heutige Forscher nur um die 250 kleinere Fragmente aus 79 Reden studieren (49, Anm. 6). Der augusteische Historiker Livius bezeichnete Cato als *eloquentissimus* (Liv. 39, 40,4-8), demgegenüber entschied sich Nepos in seiner Kurzbiographie für eine andere Beurteilung: *probabilis orator* (Nep. Cat., 3,2). Quintilian lobt in seiner berühmten *Institutio oratoria* Cato als *in dicendo praestantissimus* (Quint. inst. 12, 3, 9 und 2, 5, 21), warnt aber ausdrücklich davor, „sich die Schrofheit Catos und der Gracchen zum Vorbild zu nehmen“ (49). Erwiesen ist, dass Cato sich intensiv mit der griechischen Literatur befasst hat – ein Faktum, das lange bestritten wurde. Dietmar Kienast hat

in seiner bahnbrechenden Dissertation (Cato der Zensor. Seine Persönlichkeit und seine Zeit. Mit einem kritisch durchgesehenen Neuabdruck der Redefragmente Catos. Quelle und Meyer. Heidelberg 1954) dieses Vorurteil widerlegt, die bis dahin sehr einseitige Sichtweise zurechtgerückt und weitere Vorurteile über diesen römischen Feldherrn, Schriftsteller und Staatsmann relativiert. Diese Publikation lässt K. leider unberücksichtigt, ebenso wie eine weitere sehr lesenswerte Studie von Michael von Albrecht: „Der Anfang der literarischen Prosa: M. Porcius Cato (234 – 149 v. Chr.)“ (in: Ders., Meister römischer Prosa von Cato bis Apuleius. Lothar Striehm Verlag: Heidelberg 1971, 15-50). Darin interpretiert der Autor einfühlsam und subtil die Vorrede zum Werke Catos: *De agricultura*, die Rede im Senat für die Rhodier (167 v. Chr.) sowie einen Textabschnitt über Cato, in dem dieser mit Leonidas verglichen wird (M. von Albrecht, a. a. O., 38-50). Ansonsten hat K. auf wichtige Forschungsergebnisse zurückgegriffen. Auch der griechische Schriftsteller Plutarch hat sich mit Catos Leben und Werk befasst und ihn als römischen Demosthenes bezeichnet (Plut. Cat. Ma. 4, 1-2). In diesem Zusammenhang verwendet der in Chaironeia geborene Historiograph das Substantiv δεινότης und beschreibt damit „eine überragende Redegewalt und die Fähigkeit, sie richtig und angemessen zu gebrauchen“ (50). Insgesamt kommt K. zu der Erkenntnis, dass Catos Leistung protreptisch genannt werden kann, denn er hat bei den jungen Römern Erfolg mit seinen Reden und regt sie an, ihn nachzuahmen und untereinander in Wettstreit zu treten (51). In einem weiteren Unterabschnitt erläutert K. das Verhältnis von Cato zu Karneades (52-55), um sich dann zwei Schriften zuzuwenden, die dieser an seinen Sohn gerichtet hat (*Ad filium; Epistula ad M. filium*, 55-61). K. geht umsichtig

mit der Quellenlage um, denn beide Schriften sind nur fragmentarisch überliefert; so gibt es für die erstgenannte Schrift nur 16 Fragmente (55), die sich in den Werken verschiedener Autoren finden lassen. K. arbeitet heraus, dass Cato gewissermaßen in Konkurrenz zu Karneades tritt und Motive und Strukturen der Protreptik aufgreift (62). Cato wendet sich an seinen Sohn (wahrscheinlich ist der älteste Sohn gemeint: M. Porcius Cato Licinianus, 58), aber auch an eine breitere Öffentlichkeit und initiiert damit eine Haltung, die ihre Fortsetzung bei Cicero und Seneca dem Älteren findet.

Im vierten und umfangreichsten Kapitel über Cicero rückt K. verschiedene Schriften des größten römischen Redners in den Fokus (verschiedene Briefe, das *Commentariolum petitionis*, *De oratore*, und *De officiis* (63-195)). Aus Platzgründen möchte ich in gebotener Kürze zunächst auf K.'s Ausführungen zur Schrift *De oratore*, dann zu denen zu *De officiis* eingehen. Zur ersten Abhandlung stellt K. fest, dass es sich hierbei nicht um eine protreptische Schrift handelt, sondern um eine solche, die aber „eine große Vielfalt von Elementen eindeutig protreptischer Natur“ zeigt (140). K. belegt seine Ergebnisse mit den Hinweisen darauf, dass die drei Bücher eine immense Größe des Stoffes aufweisen (*maius*-Motiv); des Weiteren seien die Adressaten nicht nur sein Bruder Quintus, sondern vor allem jüngere Schüler, „die eine andere und bessere Ausbildung als die, die von der konventionellen Rhetorik angeboten werde, verdienen“ (141). K. registriert einen protreptischen Rahmen, eingeleitet von der *cohortatio* des Crassus am Beginn der Schrift (*de orat.* 1, 30), beendet mit dem Schlussgespräch (*de orat.* 3, 230), wobei den Adepten nahegelegt wird, alle Kräfte anzuspannen und zu verhindern, dass der junge Redner Hortensius sie

in den Schatten stellt (141). Die Besonderheit dieser Schrift liegt darin, dass die Schüler eine jeweils unterschiedliche Entscheidung treffen, denn Sulpicius favorisiert den „normalen Weg“, Cotta hingegen votiert für die Philosophie der Akademie (142). K. sieht in *De oratore* eine Werbung für Ciceros „Konzept der Aussöhnung von Rhetorik und Philosophie“ (142).

Aus der Perspektive K.'s ist die literarische Form des Traktats *De officiis* einfacher als die im Falle von *De oratore* (159). In der erstgenannten Schrift hat Cicero jedes der drei Bücher mit einem persönlichen Vorwort eingeleitet und lässt das Werk mit einem Epilog am Ende ausklingen (159). In diesen Rahmenabschnitten argumentiert Cicero in einer explizit protreptischen Art und Weise, während man in den verbleibenden Textstellen eine paränetische Strategie erkennen kann; K. sieht Bezüge zwischen der Struktur von *De officiis* mit der Rede des Isokrates *An Nikokles* (or. 2), in dessen Rahmenteil der griechische Rhetoriker Werbung für sein Fach betreibt, während der Haupttext Empfehlungen allgemeiner Art vor allem für Politiker bzw. Herrscher aufweist (180). Der römische Redner hat bekanntlich *De officiis* in genauer Kenntnis der Vorlage des Panaitios verfasst, der sich zwar an junge Personen richtet, aber ausdrücklich keine Werbeschrift konzipieren wollte, weder für die Philosophie noch für die Rhetorik (194). Ciceros Spätschrift *De officiis* trägt demnach einen gewissen Widerspruch in sich, der nur unter der Annahme auflösbar erscheint, „dass der Rahmen mit seiner Ermunterung zu rhetorischen Studien in gewisser Weise über dem engen Inhalt der Bücher steht, ohne diese aufzuheben oder einzuschränken. So kann Cicero zugleich den möglichen Konflikt von *De officiis* mit seinen anderen philosophischen Schriften entschärfen“ (194/195).

Das fünfte Kapitel widmet K. dem römischen Rhetor und Schriftsteller L. Annaeus Seneca, genannt der Ältere – im Gegensatz zu seinem Sohn, Seneca dem Jüngeren. Zunächst untersucht K. die Schrift *Oratorum et rhetorum sententiae, divisiones, colores* (ca. 37. n. Chr.) auf seine Fragestellung. Darin finden sich Auszüge von Deklamationen, von Anekdoten und literarkritischen Beiträgen (196). Ebenso wie bereits Cato und Cicero sind die Adressaten Senecas die erwachsenen Söhne. Ausdrücklich beruft sich Seneca nicht auf Cicero, zitiert hingegen im Prooemium der ersten *Controversia* aus Catos Schrift *Libri ad Marcum filium* (197). Die Adressaten der *Controversiae* sind keine Schüler oder Studenten der Rhetorik mehr. Sie befinden sich am Anfang ihrer Karriere als Anwälte oder Politiker. K. bietet Informationen über die drei Söhne Senecas: L. Iunius Annaeus Novatus, L. Annaeus Seneca und Annaeus Mela. Auch wenn sich Seneca der Jüngere von der Philosophie begeistern lässt, bedeutet dies aber keine Abwendung von der Rhetorik. Es lässt sich bei Seneca dem Älteren auch keine Konkurrenz zwischen Rhetorik und Philosophie konstatieren. K. prüft umsichtig, wieweit Seneca protreptische Motive verwendet. Als erstes nennt er das Motiv des *audire velle*, d. h. die Söhne zeigen großes Interesse, die *Sententiae* der Deklamationen zu hören (200). Auch das *maius*-Motiv erkennt K. im Werk Senecas, da dieser die Beredsamkeit als hochheilig bezeichnet (*sacerrima eloquentia*, 203). Ein zentrales pädagogisches Anliegen Senecas ist darin zu sehen zu erreichen, dass sich die Söhne ein Urteil bilden können über die Disziplinen, in denen sie unterrichtet werden (*iudicium*). Wichtig ist ihm, dass seine Söhne nicht nur ein einziges Vorbild nachahmen, sondern mehrere Ideale anerkennen sollen (Sen. *contr.* 1, pr. 6, in Anlehnung

an Ciceros gleichartige Auffassung (Cic. *inv.* 2, 1-5): *facitis autem, iuvenes mei, rem necessariam et utilem quod non contenti exemplis saeculi vestri priores quoque vultis cognoscere; primum quia, quo plura exempla inspecta sunt, plus in eloquentiam proficitur, non est unus, quamvis praecipuus sit, imitandus, quia numquam par fit imitator auctori*). Die Rhetorenschulen zur Zeit Senecas bieten eine Ausbildung in verschiedenen Fachgebieten, etwa in der Beredsamkeit (211-212), in der Philosophie (212-213), in der Geschichtsschreibung (214-215) und in der Poesie (216-217). Senecas Ausführungen können als Werbung begriffen werden, obwohl er für keine der angegebenen Disziplinen eine Präferenz zeigt und den Adressaten eine freie Entscheidung einräumt (218).

Insgesamt legt K. mit seiner Studie ein wertvolles Buch vor, das die Forschung entscheidend voranbringt. Dabei verfolgt er stringent seine anvisierten Ziele, legt ein wohlüberlegtes und gut nachvollziehbares Analyseraster vor, verwendet wichtige Forschungsliteratur zum Thema (vgl. aber die Bemerkungen zu Cato), bedient sich eines flüssigen Stils und verlegt lateinische Zitate oft in die Anmerkungen, um die Lesbarkeit nicht zu beeinträchtigen.

DIETMAR SCHMITZ

Berrens, D. (2022): Herodot. Historien. Buch III. Studienkommentar, Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 187 S., EUR 29,- (ISBN: 978-3-8252-5873-3).

Die Lektüre Herodots ist für das Studium der Klassischen Philologie und Altertumswissenschaften nicht wegzudenken. Umso wichtiger ist es, Studienanfängern einen guten Einstieg zu ermöglichen. Bislang war man in deutscher Sprache mit Abicht und Co. zwar auf sehr

gute, jedoch zugleich sehr alte Kommentare verwiesen, wollte man die eigene Lektüre für ein Seminar oder zum persönlichen Nutzen entlasten oder gar vertiefen. Wollte man wiederum aktuellere Kommentare, so war man auf englischsprachige Ausgaben angewiesen. Gerade diese Lücke universitärer Lehre möchte nun der neue Studienkommentar zu Buch III der Historien Herodots schließen. Auf eine fragmentarisch anmutende „Sammlung von ‚Highlights““ (Berrens, 11) wurde hierbei bewusst verzichtet, da es darum gehe, einen Gesamteindruck Herodots zu ermöglichen, wozu sich die Lektüre eines ganzen Buches am besten eignet. Warum aber gerade Buch III? Es beinhaltet viele typische Elemente und Motive herodoteischen Erzählens (geographische und ethnographische Exkurse), und kann auch mit ein paar berühmten Stellen, wie etwa der Polykrates-Episode oder der Verfassungsdebatte aufwarten. Hier lässt sich auch noch hinzufügen: hat man in der Schule Griechisch gelernt und in der Lektüre vertieft, so hat man bereits Herodot kennengelernt. Eine Begegnung mit dem Buch III wäre zwar in den Lehrbüchern jüngeren Datums möglich, doch – in Bayern zumindest – nur auf die Polykrates-Episode beschränkt. Man freut sich also, mit ‚seinem‘ Herodot durch den Studienkommentar nähere Bekanntschaft machen zu dürfen.

Nun stellt sich allerdings die Frage: Kann dieser Studienkommentar gerade das leisten, „sich selbstständig und ohne Scheu interessanten griechischen und lateinischen Texten im Original zu widmen“ (id., 6), wie es das Ziel der gesamten Reihe sein möchte?

Dies kann man nur voll und ganz bejahen. Nach einer umfassenden, aber nicht zu langen Einführung zu Herodot, in der die wichtigsten Felder (Leben und Werk, Quellen und Glaub-

würdigkeit, Entstehungskontext, Herodots Sprache) – ὡς ἐμοὶ δοκέειν – dargestellt und seine Forschungsgeschichte angerissen werden, kann man sich durchaus gewappnet fühlen, die Lektüre mit Grundwortschatz im Kopf und den üblichen Hilfsmitteln zur Hand (Wörterbuch und Bornemann-Risch-Grammatik) zu bestreiten. Denn ‚kinderleicht‘ ist die Lektüre durchaus nicht, sondern sie bleibt nach wie vor eine geistige Herausforderung, die aufmerksames und kritisches Lesen erfordert – dem Studium angemessen. Unterstützung erfährt man hierbei zunächst durch einen Lektürewortschatz am Ende des Buches, der nicht im Kommentar aufgeführt wird. Eine nicht zu unterschätzende Hilfestellung wird durch die Kontextualisierung der Passagen, kleine deutsche Zusammenfassungen, gegeben. So hat man schon einmal eine grobe Orientierung für die Übersetzungsrichtung. Die vorwiegend sprachlichen Anmerkungen möchten der Bandbreite möglichen Interesses seitens des Lesers, der Leserin entsprechen. So sind neben feineren Beobachtungen herodoteischer Partikel (mit Verweis auf wissenschaftliche Standardwerke wie Kühner-Gerth oder Denniston) auch die Wiederholung basaler Grammatik (z. B. Zuweisung der Genitive bei Häufung, Negationenhäufung, Verwendung der Aspekte, indirekte Rede, Optativ im Gliedsatz etc.) und Formenbestimmungen unterhalb des Originaltextes zu finden. Zudem werden zusätzlich zu den Angaben entlegener Vokabeln auch Übersetzungsvorschläge für basale Ausdrücke gegeben, wenn eine wörtliche Übersetzung nur schwer Sinn macht (z. B. οὐ μανθάσεις „dir ist nicht bewusst“). Aber auch Realien werden, insofern sie das Textverständnis erleichtern, angegeben und in der Literatur belegt. Über manche Angaben, die redundant erscheinen, kann man natürlich streiten (ob z. B. eine For-

menbestimmung in Zeiten digitaler Werkzeuge noch notwendig ist), aber insgesamt merkt man, dass dieses Werk aus der Praxis stammt (cf. id., 11) und für diese gemacht ist. Auch die wichtigsten Elemente der Textkritik werden eingeführt (Konjektur, Athetese, *crucis*) und verwendet. Gleichzeitig bietet der Kommentar auch für erfahrene Leser und Leserinnen Herodots durchaus Neues und Erhellendes. Schließlich eignet sich das Buch für Lehrkräfte am Gymnasium als Fundus möglicher Prüfungsaufgaben, sei es für die Übersetzung, sei es Interpretation, wenn man über den Rand gottweinscher Übersetzung hinausblicken möchte. Man kann nur hoffen, dass diese Reihe um viele weitere Werke fortgeführt wird!

Dominicus Ludwig

Georgiadis, K. (*Κυριάκος Γεωργιάδης*) (2020): *Αριστοτέλης, Μικρός περίπατος στα μονοπάτια της αρχαίας ελληνικής φιλοσοφίας*, Serres, Selbstverlag, 138 S., EUR 35,41 (ISBN-10: 6188481902).

Kyriakos Georgiadis (G.) ist ein griechischer Altphilologe, Gymnasiallehrer (auch des Neu-Griechischen) und Verfasser von Beiträgen über antike Themen. „Aristoteles – ein kleiner Spaziergang (περίπατος!) auf den Pfaden der antiken Philosophie“, so hat er sein Buch betitelt. Es gibt einen Überblick, der sich, wie der Verfasser zu Beginn (7) anmerkt, nicht an Experten richtet, sondern „an die, die zwar fast nichts über Aristoteles wissen, aber etwas lernen möchten“.

Überblicksartige Darstellungen laufen immer Gefahr, zu einer trockenen Faktenfolge zu werden, zu einer erdrückenden Häufung von Eigennamen, Ortsangaben und Jahreszahlen im Lexikonstil. Hier hat G. eine glückliche Hand

bewiesen. Die bloßen Faktenangaben sind auf das Notwendige beschränkt, und vor der Listenform hat der Verfasser sein Buch bewahrt, denn alle Informationen werden nicht tabellarisch, sondern in Form ausformulierter Texte präsentiert. Außerdem liefert G. alle zusätzlichen Erläuterungen zu seinen Ausführungen nicht im Fließtext, sondern in den Fußnoten.

Er verwendet kurze charakteristische Zitate sowie zentrale längere Passagen (in neugriechischer Übersetzung) aus der philosophischen Literatur, etwa aus der *Apologie des Sokrates* (26f.), aus dem *Phaidon* (31ff.) oder aus der *Nikomachischen Ethik* (75), und gibt auch die eine oder andere aufschlussreiche Anekdote wieder, so – selbstverständlich – über Diogenes (99). In keinem Fall handelt es sich um bloße ‚Kostproben‘ aus Werk oder Leben der Philosophen, sondern diese Darstellungselemente tragen jeweils dazu bei, die Ideen zu klären.

G.'s Stil ist klar und unpräntentios; dort, wo er philosophische Fachausdrücke verwendet, erläutert er sie ad hoc in den Fußnoten (zum Beispiel 19, Anm. 5: ‚Ontologie‘; 38, Anm. 16: ‚Idealismus‘). Dasselbe gilt für solche Wörter aus dem klassischen Griechisch, deren exakte Bedeutung oder Herkunft denjenigen griechischen Leserinnen und Lesern Kopfzerbrechen bereiten könnten, die mit der Sprache ihrer Ahnen nicht wirklich vertraut sind. Dabei gibt er ihnen, wo nötig, etymologische Hinweise, etwa zu der Triade ἔθος, ἦθος (neugriechisch χαρακτήρας) ἠθικός (72, Anm. 33) oder zu den Begriffen ἀρετή (74, Anm. 34) und ἀγορά (102, Anm. 50).

Auch kulturelle oder historische Hintergrundinformationen zu seiner Darstellung gibt G. in den Fußnoten. So geht er in einer informativen Zusammenfassung auf die Sklaverei in Athen ein (78f., Anm. 38), um das aristotelische

Verständnis von πολιτικός zu erklären. Eine ähnlich dichte Kurzdarstellung liefert G. zur Tragödie (84, Anm. 42), im Rahmen des Unterkapitels über die aristotelische Poetik (83f.). Den von J. G. Droysen geprägten Begriff des Hellenismus (101, Anm. 49) klärt er in den Ausführungen zu den verschiedenen philosophischen Strömungen der Spätantike.

Das Buch ist in eine Vielzahl aussagekräftig betitelter Abschnitte gegliedert, eine Struktur, die eine schnelle Orientierung im Text sowie seine Nutzung als Nachschlagewerk zur griechischen Philosophie ermöglicht.

Der Anfangsteil gilt der Entwicklung der griechischen Philosophie von den Vorsokratikern bis zur Gestalt des Sokrates, den G. dann ausführlich würdigt (26-34). Das folgende Kapitel widmet er Platon (34-45), um dann zum Hauptthema des Buches zu kommen, zu Leben und Werk des Aristoteles (46-84) und dem Wirken seiner Schule (85-98). Es folgen ein Überblick über die griechische Philosophie nach Aristoteles und ein Ausblick auf die Relation zwischen Hellenismus und Christentum (98-115). Der Hauptteil des Buches umfasst auch die bewegte Überlieferungsgeschichte der Werke des Aristoteles mit dem fast vollständigen Verlust der ἑξοτηρικά (59-61).

G. behandelt das aristotelische Denken in seiner großen Bandbreite, und zwar nicht nach der Folge der Schriften, sondern nach inhaltlichen Schwerpunkten, angefangen von der Loslösung des Aristoteles von der platonischen Ideenlehre (63f.).

Diese thesenartig verknüpften Überblicke sind gewiss kein substantieller Beitrag zum philosophischen Diskurs, wie G. natürlich sehr wohl bewusst ist: Als μικρές νύξεις, als „kleine Winke“, versteht er seine Ausführungen zu

den Lehren der von ihm behandelten Philosophen, ein ‚understatement‘, denn es gelingt ihm, die jeweiligen Grundgedanken auf den Punkt zu bringen. Zwei von vielen möglichen Beispielen sind die anschauliche Erklärung der drei Grundbausteine οὐσία, συμβεβηκότα und ἐντελέχεια (65) am Beispiel eines Bücherregals oder die Herausarbeitung der Unterschiede zwischen den Konzeptionen des Aristoteles und Platons vom idealen Staat (80).

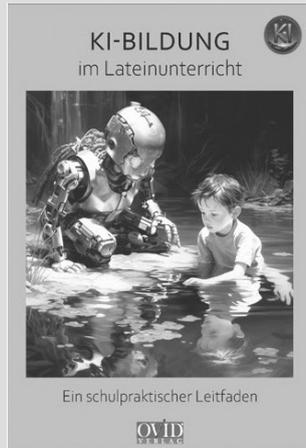
Zwölf exemplarische Textauszüge aus den Werken des Aristoteles in der Übersetzung von G.s Lehrer Dimitrios Lypourlis illustrieren die breite Skala des aristotelischen Denkens und ermöglichen es zugleich, zentrale zuvor behandelte Begriffe in ihrem jeweiligen gedanklichen Zusammenhang zu sehen, wie z.B. κατηγορία (Text 1, 117) ἀρετή (Text 5, 123f.) oder παιδεία (Text 12, 131f.).

Ein Hinweis zu G.s eigener Person und seinen Veröffentlichungen (133-135) sowie eine Auswahlbibliographie (136-138) schließen das Buch ab.

Eine bemerkenswerte Begründung liefert G. für die von ihm gewählte Darstellungsweise, eine Intention, von der zu wünschen ist, dass sie in Erfüllung geht. Im Vorwort schreibt er nämlich (7f.), die kurze und gehaltreiche („σύντομη και περιεκτική“) Schrift zum Thema, die er hier vorlege, richte sich an Menschen, που είναι ίσως εγκλωβισμένοι στον εικονικό κόσμο των κοινωνικών δικτύων, αλλά θα ήθελαν να ξεφύγουν από αυτόν – έστω και για λίγο, „die vielleicht eingeschlossen sind in der Scheinwelt der sozialen Netzwerke, aber ihr entfliehen möchten – und sei es auch für kurze Zeit.“ Sein Vorwort beendet G. mit dem Wunsch Καλή ανάγνωση! Dem möchte ich mich anschließen.

CHRISTOPH WURM

Aktuelle KI-Reihe – Lehrerleitfaden und schulpraktische Hefte



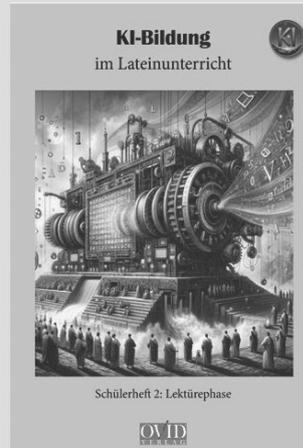
Lehrer-
Leitfaden

143 Seiten – 30,- €
978-3-938952-50-4]



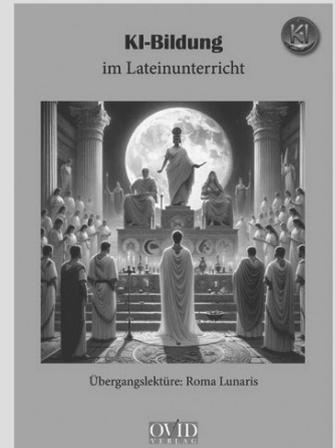
Schülerheft I:
Spracherwerbsphase

81 Seiten – 20,- €
[978-3-938952-51-1]



Schülerheft II:
Lektüreprase

81 Seiten – 20,- €
[978-3-938952-52-8]



Übergangslektüre:
„Roma lunaris“

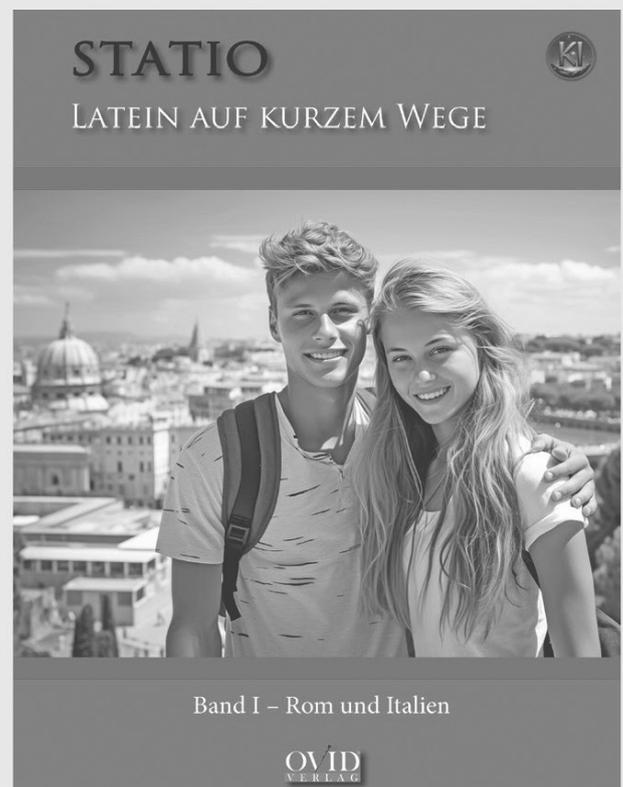
61 Seiten – 15,- €
978-3-938952-53-5]

Lehrbuch Statio – Neuauflage für L 2 in NRW

Das seit Jahren bewährte Lehrbuch erscheint im neuen Schuljahr nun auch für L 2 in einer kompletten Ausgabe, die alle benötigten Elemente enthält, zunächst für NRW.

Das Lehrbuch ist in 20 Lektionen aufgeteilt und enthält einen sprachlichen Vorkurs, jeweils 5 Kultur-, Kompetenz- und Methodenstationen und einen umfangreichen Anhang (in beiden Bänden), Wortschatz, Kurzgrammatik (Übersichten und Lern tabellen) und alle nötigen Verzeichnisse umfassend.

Über QR-Codes sind viele Zusatzmaterialien (auch Übungen und Klausurtexte) direkt im Unterricht einsetzbar, wobei das Lehrbuch auch auf KI-Bildung zugeschnitten ist und passende Anregungen bereitstellt. Ein Übungsheft und ein Vokabelheft ergänzen das Angebot.



2 Bände, je 168 Seiten
(voraussichtlich jeweils 20,- €)

Lange, T. F. (2021): *Petronica. Die ganze Welt treibt Schauspiel*, Wien, Hollwitzer, 700 S., EUR 28,- (ISBN: 978-3-9901-2891-6).

Ein seltsames, ein faszinierendes Buch. Kinohits und Serien transportieren uns in fremde Welten. Ein Buch verlockt zur Zeitreise in ein 2000 Jahre zurückliegendes Universum, das im Kopf des Lesers entsteht. Werden hier nur Antike-Nerds angesprochen? Weit gefehlt. Gefragt ist Vorstellungskraft, sie wird gefordert. Wer sich darauf einlässt, erlebt ein Abenteuer.

Im Mittelpunkt steht die historische Gestalt des Petronius Arbitr, über den wenig bekannt ist. Er stammt aus der Senatorenschicht der augusteischen Zeit, hat Ämter inne, wird in Neros Kreis als Fachmann in Geschmacksfragen (*arbiter elegantiarum*) gehandelt, wird schließlich Opfer höfischer Intrigen. Bruchstückhaft erhalten ist sein einziges Werk (*Satyrica*, Satyr-geschichten), in dem Dichtung und Ich-Erzählung wechseln. Am berühmtesten „Das Gastmahl des Trimalchio“ (*cena Trimalchionis*), eines neureichen Freigelassenen, der sich mit seinesgleichen amüsiert. Was als Torso erhalten ist, reizt offenbar besonders zu Ergänzungen aller Art; so etwa der vatikanische Torso des Belvedere bei Bildhauern. Die Satyrika zeigen ein bis heute ungebrochenes Anregungspotential bei Autoren und auch im Film.

Beiden Bereichen widmet sich Tom F. Lange (Pseudonym). Ihm ist ein Werk in den Fußspuren Petrons gelungen. Lange hat sich gründlich in die komplizierten politischen und literarischen Zusammenhänge eingearbeitet, verfügt über eine verblüffende Kenntnis der antiken Quellen und eine überbordende petronische Fantasie.

Der Alte Mann, eine Person der Gegenwart, ist ein beschlagener Kenner des Altertums. Beim Aufräumen auf dem Dachboden entdeckt

er allerlei alte Papiere. Es stellt sich heraus, dass es sich um Aufzeichnungen aus dem Umfeld Petrons handelt. Giton, erst Sklave, dann Vertrauter und Sekretär seines Herrn ist der antike Haupterzähler außer Petron selbst. Das erinnert an die Rolle des Tiro, Ciceros Sekretär, der Robert Harris in seiner herrlichen dreiteiligen Cicero-Biographie als Protokollführer dient. Giton kann auf Teile von Petrons Opus zurückgreifen, die uns nicht überliefert sind, ferner auf sog. Hypomnemata, Notizzettel bzw. Gedächtnisstützen seines Herrn. Die Erzählung Gitons entsteht 20 Jahre nach dem Tod Petrons. Den äußeren Rahmen der Erzählung bietet der Alte Mann, einen weiteren Giton, der als Ich-Erzähler aus eigenen oder Petrons Notizen die Handlung zusammenfügt. Das Mittel der Rahmenerzählung mit diversen Verschachtelungen ist in der Literatur beliebt, hier aber weniger kompliziert als in Ovids Metamorphosen, in 1001 Nacht oder in Jan Potockis Handschrift von Saragossa. Langes Background für Lebensweg und Werdegang Petrons seit seiner Jugend ist das kaiserzeitliche Rom von Tiberius bis Nero inkl. der höfischen Machtkämpfe und Intrigen.

Erfahrungen sammeln heißt es erst einmal für den jungen Petron, der bei seinem Onkel aufwächst. Experimente beim Schreiben werden vorgeführt, eine Fabel, eine Milesische Geschichte, Anregungen von dem Epikureer Philodem, aus den *Carmina Priapea* und Lucilius, später ein Langgedicht, der Culex, das Heldenepos der Mücke. Früh macht er Erfahrungen mit den Tücken des Hofes, Freunde werden umgebracht, er selbst von seinem gleichnamigen Onkel immer wieder zur Vorsicht ermahnt. Giton flieht ein, wie er an die Hypomnemata gekommen ist und – im Vorgriff auf Petrons letzte Cena – wie er Papiere und Geld in

Sicherheit bringt mit Hilfe von Petrons Cousine Lucia. Giton sieht seinen Freund als perfekten Schauspieler. Dessen Motto „Alle Welt treibt Schauspiel“ sollte später Shakespeares neu eröffnetes Globe Theatre zieren.

Stichwort Erfahrungen: Der junge Mann geht ins Bordell, schreibt Liebesgedichte, verliebt sich in Marcia, sie sagt nach einer heißen Liebesnacht: „Kannst du es mir verdenken, dass ich, bevor ich gegen meinen Willen verheiratet werde, zumindest einmal von einem Mann geliebt werden will, den ich mag?“ und heiratet einen anderen, wird aber nach langen Jahren zurückkehren. Petron ist 15, bekommt mehrere Lehrer, sammelt Denkwelten. Zwischenspiel: er verfasst eine Togata, ein zeitgenössisches Drama.

Mit seinem Onkel geht er in die Provinz, nach Antiochia, nicht ohne dass ein Bekannter ihn vor den Eigenheiten der Iudaeer warnt. Dort schreibt er eine „Historia über die Iudaeer unter Caius“ (rund 20 S. lang). Wieder in Rom protokolliert Petron ein Streitgespräch mit dem jüdischen „Fachmann“ Philon von Alexandria, welche Kultur die älteste sei. Zwischendurch wird der Alte aktiv. Er schiebt eine ausführliche Ausgabe mit Erklärungen des *Culex* ein (S. 211-237), der unter der *Appendix Vergiliana* überliefert ist. Claudius ist der neue Herrscher. Petron verschwindet zu heißersehnten Studien nach Massilia: Aristoteles *Poetik*, Pseudo-Longin *Vom Erhabenen* und Horazens *De arte poetica* sollen ihm Auskunft über Charakteristika der Dichtkunst geben. Er will nichts schon Dagewesenes, Angestaubtes.

Bald wieder in Rom ist er als 19-Jähriger reif für erste Posten im Staatsdienst. Bei Hofe macht sich der politische Ehrgeiz von Neros Mutter Agrippina bemerkbar. In ihrem Auftrag reist er nach Corsica, besucht Seneca, um dessen Rückkehr vorzubereiten.

Zeitsprung: In einem Brief 20 Jahre später fordert der Dichter Martial Giton auf, einen Teil der *Satyrika* in sein großes Werk einzufügen und so den Lesern Appetit zu machen. Also wird in Gitons Buch IX das Buch I der *Satyrika* Petrons eingeschoben (S. 270-309). Eröffnungsdialo: Was ist das für ein Buch? Ein neuer Odysseus oder Aeneas? Ja, aber lustiger. Satire nicht, Komödie wie Plautus auch nicht. Ein bisschen menippeisch, milesisch und *fabula*, nicht einem Vergil oder Ovid nachgeeifert, ähnlich wie ein Epos, doch ohne Held. Petron befreit sich aus den Fesseln der literarischen Genera, er will eine *fabula liberata*. Er sieht nicht nur den Literaturbetrieb, sondern auch die römische Gesellschaft am Ende. Bis zu seinem Tod sollte er nur Sadisten, Dummköpfe und Wahnsinnige als Herrscher erleben. Wozu Moral? Dann lieber ein rotzfreches Schelmenstück!

Zurück zur Erzählung. Nach der Rückkehr Senecas lädt ihn Petron zu einem Gastmahl, das Giton referiert. Gäste sind außer Seneca der Kyniker Demetrios, der Fabeldichter Phaedrus und der Satirendichter Persius. Zuerst spricht man über das Ende Messalinas und das Freigelassenenregime unter Claudius. Dann die Frage, die im Raum steht: Seneca – Lehrer des Prinzen Nero? Was wird er den Jungen lehren? Nächstes Thema: die konsequente Machtpolitik der Agrippina, die buchstäblich über Leichen geht. Das Gespräch nimmt ein überraschendes Ende, als man einem ungebetenen Gast einen burlesken Streich spielt.

Petron besucht Scaurus, einen Garum-Produzenten in Pompeji, an dessen Firma er beteiligt ist. Dessen Tochter Tiberia überrascht ihn mit einer selbstverfassten Fabel. Für beide Liebe auf den ersten Blick, sie ist eine Schönheit, nicht nur sportlich, sondern auch literarisch begabt, kritisch, anregend, schlagfertig. Er fragt: Willst

du mich heiraten? Sie: Wer soll es denn sonst tun? ... Leider währt das Glück nicht lange. Ein Jahr später stirbt Tiberia bei der Geburt einer Tochter, diese kurz danach. Er verfällt in Depressionen. Ein Jahr dauert es, bis er aus dem seelischen Koma erwacht und wieder am Leben zu Hause teilnimmt. Er schreibt, die Zuhörer amüsieren sich über die neuen Abenteuer des Encolpius. Das Drama im Hintergrund: Nero will nicht mehr von seiner Mutter gegängelt werden. Ihre Ermordung wird beschlossen und ausgeführt, das Ende einer Herrscherin.

Danach „begann der Eintritt meines Herrn in jenes Labyrinth, aus dem er nicht mehr lebend herauskommen sollte“ (431) stellt Giton nüchtern fest. Petron bringt eine gewisse Bewunderung für den Künstler Nero auf. „Wie glücklich er ist, wenn er singt, in Schminke und weibischem Gewand. Wie er schwitzt und sich bemüht, wie die Augen strahlen, wie er lebt! Stoff für eine Komödie. Oder doch für eine Tragödie?“ (432) Der Alte Mann gibt eine glasklare Charakterisierung Neros. Er nennt drei Merkmale. 1. Die Liebe zur Kunst, 2. Die bis ins Groteske gesteigerte Sucht nach Anerkennung, 3. Jeder, der ihm Gutes getan hat, wird früher oder später umgebracht.

Bemerkenswerte Dichter treten auf: Phaedrus, Philosoph der Plebs, verkörpert alle römischen Tugenden. Am Anfang steht Senecas Apokolokyntosis (eine böse Satire auf den toten Claudius, die Petron ihm nicht verzeiht). Lucan ist erfolgreich, Persius hat noch nichts herausgebracht, Seneca veröffentlicht seine Tragödien, Petron hält erste Lesungen im kleinen Kreis.

Neros Verhalten wird immer unberechenbarer. Petron versucht ihn zu besänftigen, nimmt die Rolle an, die man seit Tacitus kennt. Die Einflüsterungen der Hofkamarilla führen dazu, dass Nero seinen Lehrer Seneca als lästigen

Bremser empfindet und ihn entlässt. Tigellinus wird der böse Geist Neros. Wen er als verdächtig benennt, ist schon so gut wie tot, und es werden immer mehr, darunter auch Octavia. Lucan schreibt mutig weiter, fällt aber als Anti-Vergil in Ungnade. Die Dynastie wird abgewatscht. Lange lässt eine umfangreiche Schilderung Lucans über den Brand von Rom folgen. Petronius lernt überraschend Nero als kühlen Kopf und Organisator eines großen Hilfsprogramms kennen. Vom Turm des Maecenas aus verschaffte Nero sich einen Überblick über das Brandchaos. Dummerweise spricht er immer wieder davon, wie sehr ihn der Anblick des Brandes inspiriert habe, und das macht schnell die Runde. Der Princeps selbst habe Rom angezündet. Dass es die Christen gewesen sein sollen, glaubt bald kaum noch jemand.

Übel dran ist Poppäa, Neros zweite Frau. Sie ist wieder schwanger und den unberechenbaren Launen des Rotbarts ausgesetzt. Sie mag Petron, warnt ihn vor Intrigen, fällt leider selbst Nero zum Opfer, der sie im Vollrausch umbringt. Dann geht alles Schlag auf Schlag. Die sog. Pisonische Verschwörung wird 65 aufgedeckt, viele Verdächtige getötet darunter Piso, Seneca, Lucan. Petron entgeht der Mordlust nur für ein Jahr. 66 befiehlt Nero seinen Suizid. In den „Petronica“ wird seine letzte Cena von Giton wiedergegeben. Seine Freunde leisten ihm Gesellschaft, die Unterhaltung ist bedrückt, aber Petron bewahrt heitere Gelassenheit buchstäblich bis zum letzten Blutstropfen. Erinnerungen an die Todesstunde eines Sokrates und eines Seneca werden wach. Am Ende der Erzählung steht Petrons pikanter letzter Brief an Nero, seine Abrechnung mit dem Tyrannen.

Tom F. Lange gelingt es, das Leben Petrons und sein Werk mit kreativer Phantasie bis in viele Details auszuleuchten und den Leser zu

fesseln. Er hat selbst ein wunderbares Rezeptionsdokument für Petron geschaffen.

Anm.: Über den unglaublichen Reichtum der Petron-Rezeption gibt jetzt Auskunft der Artikel „Petronius“ von Luciano Pandolfi im Suppl. 7 des DNP, Sp. 609-634.

NORBERT GERTZ

Von Albrecht, M. / Lobe, M. (2023): *Caesar in luco Massiliensi/Cäsar im Hain von Marseille*, Stuttgart, Klett, 68 S., EUR 2,50, erhältlich unter www.klett.de

Michael von Albrecht gilt als einer der profiliertesten Klassischen Philologen im deutschsprachigen Raum. Nicht nur Fachleute kennen seine *Geschichte der römischen Literatur. Von Andronicus bis Boethius*, Bern 1992 (in mehreren Auflagen erschienen, in zahlreiche Sprachen übersetzt). Er hat auch viele römische Autoren ins Deutsche übersetzt. Inzwischen ist weithin bekannt, dass er einer der bedeutendsten lebenden Dichter in lateinischer Sprache in Deutschland ist. Michael von Albrecht hat Oden, Elegien und Epigramme verfasst (*Carmina Latina. Cum praefatione Valahfridi Stroh*. Berlin/Bern/Wien 2019). Vor kurzem sind seine Satiren (*Sermones. Satiren zur Gegenwart*. Lateinisch und Deutsch. Ars Didactica Bd. 8. Hrsg. von Hans-Joachim Glücklich. Propyläeum: Heidelberg 2021) und folgendes Oeuvre erschienen: *Litterarum Latinarum lumina. Colloquiis et epistulis evocata/ Leuchten lateinischer Literatur in Gesprächen und Briefen* (Klett Verlag: Stuttgart 2022). Der Dichter hat darin auf ein Vorwort verzichtet, dafür hat einer der wichtigsten Fachdidaktiker des Faches Latein im deutschsprachigen Raum, Michael Lobe, Fachleiter/Seminarleiter für Latein am Melanchthon-Gymnasium in Nürnberg und Professor an der Universität Bamberg,

eine sehr gehaltvolle Einführung verfasst. Eine ebenso fruchtbare Zusammenarbeit lässt sich auch bei der jüngsten Publikation beobachten: *Caesar in luco Massiliensi/Cäsar im Hain von Marseille*. Michael von Albrecht hat den lateinischen Text des Cäsardramas verfasst (4-14), ein relativ kleines Opus, denn es umfasst nur 331 Verse. Im zweiten Kapitel schließt sich die Übersetzung ins Deutsche an, die Michael Lobe (L.) vorgelegt hat (15-21). In einem kleinen Nachtrag (21) erläutert er die Schwierigkeiten der Übersetzung eines in lateinischer Sprache verfassten poetischen Textes, denn es sollen „nach Möglichkeit Stil, Sprachwitz, Ideenreichtum und Gelehrtheit des Originaltextes in der Zielsprache abgebildet“ werden (21). Im dritten Kapitel erklärt L. wichtige Details zu „Lucans Erzählkunst am Beispiel der Episode des heiligen Hains von Massilia“ (23-28). Um Lucans kunstvollen Text (*Pharsalia* 3,399-452) besser einordnen zu können, bietet L. Einblicke in die Werke von Kallimachos (*Hymn.* 6) und Ovid (*met.* 8, 738-848). Lucan nimmt entscheidende Änderungen gegenüber seinen Vorbildern vor; so wird der höchste Baum des Hains bei Kallimachos, nämlich eine Pappel, bei Ovid zu einer riesigen Eiche, „die für sich allein schon ein ganzer Wald ist (der römische Sinn fürs Monumentale verbindet sich aber auch hier immer noch mit Anmut“, 23); Lucan hingegen verwandelt den *locus amoenus* des Kallimachos zu einem *locus horribilis*. Nymphen und ländliche Gottheiten gibt es hier nicht (402f.). L. nennt weitere grundlegende Veränderungen und weist insbesondere darauf hin, dass Lucan synästhetische Mittel anwendet, um den Leserinnen und Lesern seine Perspektive der Örtlichkeit zu vermitteln (23). Im zweiten Abschnitt des dritten Kapitels wird Cäsars Auftritt und Wirken beschrieben (24/25). Der römische Herrscher

begeht einen großen Frevel, indem er das Allerheiligste betritt; Lucan orientiert sich in seiner Darstellung nicht an der Tradition, sondern überrascht die Leserinnen und Leser, indem er die erwartete göttliche Bestrafung nicht eintreten lässt (26). Der Nymphenchor bezeichnet Cäsar als *contemptor deorum* (V. 245); dies erinnert an Mezentius, den grausamen Etrusker aus Vergils Äneis, der als *contemptor divum* charakterisiert wird (Verg. *Aen.* 7, 647f; vgl. Lobe, 45). Übrigens beging Pompeius im Jahr 64 v. Chr. eine ähnliche Freveltat, als er das Allerheiligste des Tempels in Jerusalem betrat; dies war nur den Hohepriestern gestattet, und auch nur am Jom-Kippur-Tag (vgl. Flavius Josephus, *De bello Judaico* 7, 4, 148 – 7, 6, 152). Im vierten Abschnitt wird eine „Bewertung von Caesars Vorgehen“ (26-28) präsentiert. Den eigentlichen Helden der Geschehnisse im Heiligen Hain sieht Lucan in Cato, der gegen die Monarchie eintritt und seine stoische Haltung bis zum Tod behält.

Als weitere Hilfen für die Leserinnen und Leser werden im vierten Kapitel wichtige Quellentexte in Übersetzung angeboten (29-32): Erychthon I (Kallimachos, *Hymnos* 6, 24-71), Erychthon II (Ovid, *met.* 8,738-784), Cäsar im Hain von Massilia (Lucan 3, 399-452). Im fünften Kapitel „*Opusculum tenue, grande opus.* Die Tragikomödie *Caesar in luco Masiliensi*“ (33-48) stellt L. nach einer kurzen Vorbemerkung vor, indem er zunächst die Frauengestalten des Dramas präsentiert (die Nymphen, Julia, die Sibylle, Fortuna) und dann deren Rolle erläutert. Daran schließt sich die Behandlung der Männerfiguren des Dramas an (Cäsars Legionäre, Cäsar selbst, als Sophist (42-45), als aufgeklärter Verächter der Götter (45-46) und als tragisch zerrissene Figur (46-47)). L. geht auch auf positive Züge Cäsars ein, die durchaus vorhanden sind; er tritt nämlich als „literarisch

und philosophisch hochgebildeter Herrscher“ (47) auf, der keine Angst vor dem Tod hat, sich also als Epikureer zu erkennen gibt. Der Fachdidaktiker Lobe zitiert einen Gedanken des Dichters Michael von Albrecht, den dieser in einer Mail mitgeteilt hat: „Indem er [Rez.: gemeint ist Cäsar] die Gottheit in seinem Innern (und nicht in der Natur) erlebt, ist er vielen seiner Zeitgenossen voraus. Doch schafft er es noch nicht, sich selbst zu überwinden und das Interesse des Vaterlandes über sein eigenes zu stellen. Darüber sehr treffend Cicero, Pro Marcello, gegen Ende, ein Schlüsseltext, der mir für dieses Drama sehr wichtig ist“ (Mail vom 31.08.2022, zitiert nach M. Lobe, 47). Wie aktuell dieses Drama in der heutigen Zeit ist, wird mit wenigen Strichen dargelegt (48). Hervorzuheben sind die im Werk verarbeiteten Themen wie verderbliche Naturzerstörung, Umweltvernichtung und Ressourcenverschwendung (48), „die Zerstörung der Regenwälder, die Überfischung der Meere und die Ausbeutung der Öl- und Kohlevorkommen“, um nur einige wenige Punkte zu nennen (48). Allerdings ist Michael von Albrecht kein Pessimist, denn er lässt die Nymphen am Ende eindringlich appellieren, mit der Natur pfleglich umzugehen; auf Latein lauten die Worte folgendermaßen: *Vis caelitibus fieri similis, / Mores habitusque indue patris / Et custodis terrae atque maris / Atque aerae regionis. / Vivere soli desine tibi, / Esse utilis incipe mundo.* (V. 326-331) – Willst du den Göttern ähnlich werden, mach dir die Gesittung und Haltung eines Vaters zu eigen, als eines Hüters der Erde, des Meeres und des Luftraums. Hör auf, nur für dich zu leben, und beginne, für die Welt nützlich zu sein! (21).

Michael von Albrecht hat dieses Kunstwerk als Schuldrama geplant, das die Schülerinnen und Schüler im Rahmen einer Projektwoche

zum Thema „Umweltzerstörung“ besprechen oder sogar aufführen können. Damit der Zugang zum Text erleichtert wird, hat Michael Lobe im didaktischen Anhang (49-68) den Text in sinnvolle Einheiten aufgeteilt, größeren dialogischen Abschnitten einen ad-lineam-Kommentar hinzugefügt und jeweils einen Lernwortschatz zusammengestellt.

Trotz der Kürze des Textes hat Michael von Albrecht zahlreiche Elemente, die zur Gattung Drama gehören, virtuos verbunden; so integriert er Chorlieder, beachtet die bereits in der Antike als Idealform gewünschte Gliederung in fünf Akten (Vgl. Horaz, *Ars poetica*, V. 189), zielt auf den Nützlichkeitsaspekt, aber auch auf die Unterhaltung und Freude beim Lesen ab (Horaz, *Ars poetica*, V. 333f.: *Aut prodesse volunt aut delectare poetae*), bietet Dialoge und Monologe, darüber hinaus auch Bühnenanweisungen (Beispiel: *silentium*, nach V. 258) und setzt das Stilmittel des *Deus ex machina* ein, das Horaz nur dann empfiehlt, wenn zur Lösung eines Konflikts ein Gott notwendig wird (Horaz, *Ars poetica*, V. 191 V.: *nec deus intersit, nisi dignus vindice nodus, indicerit*). Wie brillant der Dichter mit seinen Gegenständen umzugehen weiß, wird schon daran deutlich, dass er zahlreiche verschiedene Metren anwendet, die er jeweils auch angibt (zum Beispiel beim ersten Akt: [*metrum dactyliambicum: Dactyli ab altera parte chori, iambi ab altera parte cantantur*]), und drei „epische Quelltexte (Kallimachos, Ovid und Lucan) in ein szenisch-dialogisches Spiel“ überführt (33). So gelingt es Michael von Albrecht auf engstem Raum den Nachweis zu erbringen, in höchst poetischer Diktion aktuelle Themen auf Latein vorzustellen; dabei greift er auf viele dichterische Elemente seiner antiken Vorgänger zurück und vereinigt sie zu einer wunderbaren Synthese. Der Philologe und Fachdidaktiker

Michael Lobe unterstützt diese Bestrebungen ebenso scharfsinnig wie hilfreich und gelehrt. Möge Michael von Albrecht seine noch ausstehenden Pläne realisieren können, zur Freude und zur Belehrung all jener, die die lateinische Sprache und Literatur lieben und wertschätzen. (Hinweis: Ein Exemplar kann unter www.klett.de und für eine Versandkostenpauschale von 2,50 EURO beim Verlag bestellt werden).

Anmerkung: in der Regel wurde Cäsar mit „ä“ geschrieben, außer im lateinischen Titel und einmal in einem Zitat (26-28).

DIETMAR SCHMITZ

Marek, Chr. (2023): Rom und der Orient. Reiche, Götter, Könige, München, C.H. Beck, 720 S., EUR 48,- (ISBN: 978-3-406-80688-9).

Orient – der schillernd geheimnisvolle Zauber von Aladin, Ali Baba, 1001 Nacht und manch anderer pittoresker Gestalt der islamischen Welt mag beim Lesen des Buchtitels vor Augen treten und in den Sinn kommen. Diese Welt existierte jedoch zur Zeit der Römer noch nicht, ja sie benutzten den Begriff *oriens* zwar schon seit spätrepublikanischer Zeit (insbes. z. B. Cic., Mur. 89) und nicht erst „zu Beginn der Kaiserzeit“ (S. 27), aber als Bezeichnung für den geopolitischen Raum Kleinasien und der Levante bzw. weiter östlich liegender Regionen (Hor., c. 1,12,55) und eben nicht als Charakteristik eines fremden Kulturkreises. Insofern kann der Titel besonders auch bei Assoziationen mit Hollywood-Produktionen Irritationen auslösen, richtet sich das Buch doch nach dem Eindruck des Rezensenten offensichtlich an breitere interessierte Kreise.

Gerade für sie aber wäre es wichtig, sich schon vor der Lektüre der Einleitung darüber im Klaren zu sein, dass die Gegenden Kleina-

siens und die nach Osten und Süden angrenzenden Landstriche in römischer Zeit noch nichts gemeinsam haben mit der Exotik der späteren islamischen Epochen. Auch die Inbezugnahme von Luthers Begrifflichkeit für sie, „Morgenland“ (S. 27), leistet in diesem Zusammenhang keinen Beitrag zu terminologischer Trennschärfe, zumal der hebräische Ausdruck für die *plaga orientalis* (Vulg., Gen. 25,6), פְּלֶגַת אֲרָצוֹת הַמִּזְרָח in falscher Schreibrichtung, unvollständig und ohne diakritische Zeichen abgedruckt ist.

Sind sich aber die Lesenden bewusst geworden, was der Verfasser in seinem Buch unter Orient versteht, finden sie zunächst in Kapitel I. eine detaillierte Übersicht über die politischen, ethnographischen, religiösen und kulturellen Verhältnisse zwischen dem ägäischen Meer im Westen, Mesopotamien im Osten und Ägypten im Süden (S. 25-127) von den Anfängen der Zivilisation, über die Hellenisierung durch Alexander und die Diadochen und die hellenistischen Monarchien Anatoliens bis zur endgültigen Durchsetzung der römischen Herrschaft durch Pompeius, Caesar, Antonius und schließlich Octavian.

Unter II. schließt sich eine Darstellung der historischen Entwicklung des zuvor umrissenen geographischen Raumes seit augusteischer Zeit an. Schwerpunkte liegen in diesem Kapitel auf den Rivalitäten mit den Parthern/Sassaniden und den Konflikten mit Juden und Nabatäern. Anhand von Papyri, Steuerlisten und ähnlichen Artefakten und Dokumenten versteht es Marek (M.), anschauliche Bilder als lebendige Ergänzungen zu den eher nüchternen Fakten der Geschichte zu entwerfen. Auch die Städte Palmyra, Petra und Antiochia (allerdings in anderem Zusammenhang, S. 516-521) erfahren eine gründliche Beschreibung, so dass Leserinnen und Leser konkrete Einblicke in das

Alltagsleben der Menschen nehmen können. Den Abschluss dieses historischen Abrisses bildet nach einem Blick auf das Sonderreich der Zenobia die Umbenennung Konstantinopels durch seinen Namensgeber.

Ein *Oriens Romanus* betitelt Kapitel III. beschäftigt sich mit der zivilen und militärischen Organisation und Machtausübung der römischen Herrschaft sowie mit der sozialen, ethnischen und kulturellen Gliederung der ansässigen Bevölkerung, „die viele verschiedene Sprachen sprach und doch in einer Verkehrs- und Schriftsprache, dem Griechischen, lokal und überregional kommunizierte“ (S. 339). Aber auch die vielfältigen Arten des Entertainments (*spectacula*) finden ausführliche Berücksichtigung. „Nach Art ihrer Disziplinen waren die Wettkämpfe dreigeteilt in die Klassen der gymnischen [...], hippischen [...] und musischen oder thymelischen [...] Agonistik“ (S. 346). Über die ebenfalls weit verbreiteten Gladiatorenkämpfe und Tierhetzen römischen Stils berichtet M. nur knapp (S. 348f.), um das Kapitel mit dem Hinweis darauf zu beschließen, dass es den „christlichen Kaiser[n] und Kirchenväter[n] des 4. bis 6. Jahrhunderts n. Chr.“ nicht gelungen sei, „das Wettkampfwesen auszumerzen“ (S. 350).

Unter der Überschrift „Ex oriente [...]“ behandelt M. die Leistungen des römischen Ostens in Philosophie, Literatur, Wissenschaft und Bildkunst. Die Medizin ruge in diesem Bereich ebenso heraus wie die Rechtsschulen von Berytos und Konstantinopel, die die *sententiae Syriacae* bzw. die *Codices Theodosianus* und *Iustinianus* nebst den *Novellae*, *Institutiones* und *Digesta* hervorgebracht haben. In der Philosophie hebt M. besonders den in platonischer „Denktradition“ (S. 364) stehenden christlichen Alexandriner Origenes hervor. Ihm stellt er den mutmaßlichen Ägypter Plotin als Hauptver-

treter des Neuplatonismus an die Seite. Außer diesen beiden Vordenkern bietet das Buch unter der Rubrik Philosophie einen Überblick über alle geistesgeschichtlichen Entfaltungen, die auf dem Boden des römischen Ostens in Erscheinung traten. Es bestehe in allen wissenschaftlichen Bereichen eine „Vorherrschaft griechischer Tradition [...] über die Literatur hinaus auch auf die Formen- und Bilderwelt der Kunst, wo [...] die hellenischen Mythen und Götter den Ton angaben“ (S. 399).

Euergetismus und christliche *philanthropia* sind Gegenstand sorgfältiger Analysen unter dem Titel: „Menschenliebe und Glaubenskämpfe“. Der pagane Wohltäter investiere mit seinen Gaben „in Ruhm, Ehre und Rang innerhalb der politischen Gemeinschaft“ (S. 419), der Christ spende hingegen selbstlos, allenfalls denke er bei Wohltätigkeit an die Rettung seiner Seele. Allerdings treffe man gerade in Kleinasien einen weit verbreiteten synkretistischen Heno- oder Monotheismus an, der „eine scharfe Abgrenzung von jüdisch, christlich oder heidnisch“ (S. 422) kaum möglich mache, ja sogar innerhalb des Christentums einen vielfältigen Sektencharakter an den Tag lege, „bevor sich mit den Konzilien von Nikaia (325), Konstantinopel (381) und

Chalkedon (451) so etwas wie eine {Erg. Rez.: christliche} Orthodoxie durchsetzte“ (S. 433). Umfassend informiert dieser Buchabschnitt auch über den Mithraskult, Manichäer, Montanisten, Markioniten, die Gnosis und die mannigfachen Erscheinungen der Mantik und Wundergläubigkeit, so dass bei der Lektüre ein lebendiges und buntes Bild der religiösen Situation in der östlichen Reichshälfte entsteht. Die Ausführungen über das Christentum schließen eine knappe Zusammenfassung der verschiedenen Verfolgungen und der Organisationsstrukturen der entstehenden Kirche sowie damit verbundener Kirchenbauten ein.

Das IV. und letzte Hauptkapitel stellt zunächst die Auseinandersetzung zwischen Arius und Athanasius, also den Streit um die Natur Christi, in seinen Mittelpunkt, der im Wesentlichen im römischen Orient ausgetragen wurde. Aber auch der von der christlichen Literatur abtrünnig genannte Kaiser Julian, der letzte Nachkomme Konstantins des Großen, erfährt eine ausführliche positive Würdigung, obwohl er letztlich mit seinem frühen Tod auf dem Schlachtfeld das Ende der römischen Suprematie im nördlichen Mesopotamien einleitete. Mit ihm verbindet M. die Biographien der drei kappadokischen



Odysseus-Verlag
 CH-5023 Biberstein
 hans.widmer@hispeed.ch

Bonbons (sugarless)
 mit 13 latein. Sprichwörtern

500 Stück € 62,-
 inkl. Porto Deutschland
 Deutsches Konto

Kirchenväter, Basilius, Gregor von Nazianz und Gregor von Nyssa, kannten sie den späteren Kaiser doch aus gemeinsamen Studienzeiten in Athen. Diese „geistige Avantgarde des orthodoxen Christentums hatte [...] der antiken Geisteswelt einen anderen Weg gewiesen: den des Glaubens an die Botschaft“ (S. 483), indem sie sich vehement gegen die Wiederbelebung des Heidentums und der antiken paganen Bildung durch Julian gewandt habe.

Den politischen Wirren im Gebiet des östlichen Schwarzen Meeres, des Kaukasus und südlich angrenzender Regionen widmet sich der Abschnitt: „Christliche Reiche zwischen den Welten“, also zwischen Römern und Sassaniden bis hin zum Auftreten arabisch-islamischer Aggressoren (S. 484-493, 529-548 und 551-558). Hier vermisst der Rezensent die Auseinandersetzung mit der Frage, inwieweit der damals eingetretene Klimawandel und der Ausbruch der Pest, die nur eine knappe Erwähnung auf S. 538 findet, die Wehrhaftigkeit des römischen Reiches mehr als politische Bedingungen beeinflusst haben könnten (vgl. dazu Harper, K. (2020), *Fatum. Das Klima und der Untergang des römischen Reiches*).

Ein weiter nach Süden reichender Blick schaut auf die Monarchien Meroë und Aksum (S. 493-496) sowie ein südarabisches christliches Königreich (S. 549-551), in denen sich nach ersten Kontakten mit den Römern in augusteischer Zeit ab „Mitte des 4. Jahrhunderts“ (S. 495) das Christentum verbreitete.

Weitere Themen stellen die Erhebung des Christentums zur Staatsreligion mit ihren gesellschaftlichen Implikationen und die Reichsteilung unter den Kaisern derselben Familie, Theodosius, Arcadius, Honorius und Theodosius II., dar sowie die religiös unübersichtliche Lage im weithin zerstrittenen, überwiegend christlichen Ägypten der

Spätantike. Als hervorstechende Persönlichkeiten finden besonders Antonius und Pachomius als Begründer des durch Regeln geordneten Klosterlebens und Mönchtums sowie Johannes Chrysostomus und Kyrill als prägende Gestalten der Kirche Erwähnung. Mit Letzterem verbinde sich aber auch „das Schisma einer westlich orthodoxen (Rom und Konstantinopel) und einer Ostkirche (Alexandria und Antiochia)“ (S. 513).

Im spätantiken Syrien finden sich ebenfalls asketische und monastische Entwicklungen wie in Ägypten. Hier tritt allerdings die Besonderheit des Säulenstehens hinzu, das in den Wüsten Ägyptens unbekannt war. Ihm widmet M. ausführliche Erläuterungen am Beispiel des Symeon Stylites. In diesem Zusammenhang hätte sich der Rezensent die Erwähnung von Hieronymus' Aufenthalt in der Wüste von Chalkis mit den möglichen Auswirkungen auf seine Ansprüche an kirchliche Funktionsträger vorstellen können (vgl. dazu etwa Cain, A. (2013), *Jerome and the Monastic Clergy*).

In seiner Schlussbetrachtung sieht M. neben manchen weiteren Charakteristika der östlichen Reichshälfte die griechische Sprache „als eines der wichtigsten Bindeglieder [...] des Imperiums“ (S. 561) zusammen mit den kulturellen Errungenschaften von „Agora und Debatte[n]kultur“, [...] „Wahlen, Versammlungen, gemeinschaftliche[n] Feste[n] und Opfer[n], Vereinsleben, Wasserversorgung, Körperpflege, Markthandel und *spectacula* der Arenen, Bühnen und Sportplätze[n]“ (S. 562).

Auf 571 Textseiten und 145 Seiten Anhang, d.h. Anmerkungen, Zeittafel, Literaturverzeichnis, Quellenverzeichnissen, Register sowie Abkürzungsübersicht und Bild- bzw. Kartennachweisen, legt der Verfasser ein eindrucksvolles Zeugnis seiner immensen Belesenheit, seiner persönlichen Ortskenntnisse

durch Autopsie und seiner profunden Kenntnis der dargestellten Materie ab. Dennoch seien einige Anregungen zum Nachdenken für die Leserinnen und Leser seitens des Rezensenten vorgetragen. Sollte nicht vielleicht die auf den S. 134-149 beschriebene Expedition des Aelius Gallus nach Südarabien mit der Entdeckung des Monsuns in augusteischer Zeit in Verbindung stehen, die nach neuen, effektiven Handelswegen suchte? Hätte nicht in der Frage des Spannungsverhältnisses von Sklaverei und Brüderlichkeit in der frühen Kirche der Brief des Paulus an Philemon bezüglich des entlaufenen Sklaven Onesimus als ältestes Dokument Beachtung verdient? Wäre nicht zu den Ausführungen über die Sklaverei (S. 330-337) zumindest ein Hinweis auf die Verschleppung Freier zum Zweck ihres Verkaufs in die Sklaverei auf den Großgrundbesitzungen der kleinasiatischen Provinzen sinnvoll gewesen, von der Augustinus in ep. 10+ (Divjak) berichtet (vgl. dazu M. Wissemann, Eine gesetzliche Beschränkung des Menschenhandels, MBAH 3,2, 1984, 88-90)? Zu prüfen wäre auch die Angabe, dass der Apostel Paulus Hebräisch (Ἑβραϊδὶ διαλέκτῳ, Apg. 22,2) zu seinen Gegnern in Jerusalem gesprochen habe (S. 190), denn ausweislich des Liddell/Scott (1968), Greek-English Lexicon, S. 407 s. v. Ἑβραϊδὶ διαλέκτῳ kann damit in der Apostelgeschichte auch die aramäische Sprache bezeichnet werden, die die übliche Umgangssprache darstellte. Zuletzt sei darauf hingewiesen, dass Sanhedrin (S. 191) ein Nomen *masculini generis* ist und im deutschen Sprachgebrauch der Plural von Mikwe Mikwen oder Mikwoath (S. 205) lautet. Das Literaturverzeichnis ließe sich um I. Opelt, India as depicted by a Greek traveller in the 6th century A.D., in: Schmitz, D. (1997), Ilona Opelt: Kleine Schriften, S.147-156 zu Cosmas Indikopleustes (S. 494) erweitern.

Jenseits dieser Erwägungen liegt ein umfassend informierendes Buch vor, das eine gebündelte Gesamtschau auf die Osthälfte des römischen Reiches bei angenehmer Lektüre ermöglicht.

MICHAEL WISSEMAN

Janka, M. / Stierstorfer, M. (2023): *Abiturwissen Latein (Reclam Kompaktwissen XL)*, Ditzingen, Philipp Reclam jun. Verlag, 342 S., EUR 9,80 (ISBN: 978-3-15-015246-1).

Der vorliegende Band von Markus Janka und Michael Stierstorfer ist als „Abiturwissen Latein, Kompaktwissen XL“ betitelt, hebt sich jedoch vom üblichen Konzept des Formats in mancher Hinsicht ab. So bedient der Stoffzuschnitt laut Vorwort keinen spezifischen Fachlehrplan (wie etwa viele der gängigen Veröffentlichungen des Stark-Verlags), sondern bündelt die unterschiedlichen Curricula des deutschen Sprachraums zu einem „idealtypischen Abiturwissen“ (S. 9). In diesen ganzheitlichen Ansatz fügt sich auch der begrüßenswerte Anspruch, nicht nur streng pragmatisch limitiertes Prüfungswissen, sondern im weiteren Kontext auch „Weltwissen“ (S. 11) *sui generis* zu präsentieren und so dem Bildungsfach Latein besonders Rechnung zu tragen.

Die Darstellung erfolgt in 7 Modulen, die miteinander vernetzt sind. Modul 1 stellt ein weitgehend synoptisches Nachschlagewerk zu den Rahmendaten der lateinischen Sprache, antiken Geschichte und Literatur voran. Es dient als solide Basis für die Lektüre der Module 2 und 3: Diese stellen – auch quantitativ – das Kernstück des Bandes dar, weil sie das inhaltliche und literaturgeschichtliche Rüstzeug für „ein vertieftes Textverständnis“ an die Hand geben, das gemäß den *einheit-*

lichen Prüfungsanforderungen der KMK (i. d. F. vom 10.02.2005, S. 13) für komplexe Interpretationsaufgaben im Abitur notwendig ist. In den Modulen 4-6 findet sich Wesentliches zu Verslehre, Stilmitteln und Syntax auf sehr knappen Raum beschränkt. Dies ist konsequent, schließlich intendiert der Band gemäß seiner Zielsetzung nicht, eine Schulgrammatik zu ersetzen; dementsprechend sind auch Übersichten zur Formenlehre gänzlich ausgeklammert. Eine kurze Übersetzungsschule und methodische Hinweise zum Verfassen einer Interpretation in Modul 7 runden das *Kompaktwissen* ab.

Anstelle eines linearen literaturgeschichtlichen Abrisses stellen die beiden zentralen Module zunächst separat den Zusammenhang der einzelnen Gattungstraditionen her (Modul 2), um diese anschließend anhand von 15 Autoren zu konkretisieren (Modul 3). Zur Bewertung dieser Strukturierung sei hier das heterogene Themenfeld Satire-Petron herausgegriffen, das sich in zahlreichen Oberstufenlehrplänen wiederfindet. Der erste Zugang erfolgt über die Stichwörter „Satire“ (S. 71-74) und „Roman“ (S. 125-128) in Modul 2. In kompakter und sprachlich dennoch ansprechender Weise erschließt sich dabei Wesentliches zu den Gattungsrahmen, so die Etymologie der *satira* (S. 71), „Typenspott“ (S. 73) oder der Begriff „Prosimetrum“ (S. 125). Eine farblich abgehobene Übersicht zu den Merkmalen der römischen Satire (S. 82) erhöht die Einprägbarkeit. Aktualisierende Weiterführungen der Traditionslinien etwa bis zur umstrittenen satirischen „Schmähkritik“ Jan Böhmermanns (S. 74) belegen en passant die überzeitliche Relevanz des antiken Gattungsdiskurses als Welt- und Orientierungswissen. Petron selbst wird hier als Vertreter beider Gattungen jeweils

kurz eingeordnet (S. 73 u. 126), während Vorverweise am Rand zu Modul 3 weiterleiten. Die dortige Autorencharakteristik (S. 238-252) erweitert zunächst die Basisinformationen zu Petron und seinen *Satyrice*. Explizite Rückverweise etwa beim vorausgesetzten Fachterminus „Prosimetrum“ (238) auf die entsprechende Definition in Modul 2 (S. 125) würden freilich die Orientierung gerade beim nachschlagenden Gebrauch erleichtern. Die Fokussierung auf die in den Oberstufencurricula zentrale *cena Trimalchionis* ergibt eine umfangreiche Sammlung von Einzelaspekten zur Figurenzeichnung einzelner Protagonisten, zu den Freigelassenengesprächen oder zum Vulgärlatein (S. 241-246). Wie dieses Lernwissen unmittelbar in entsprechenden Interpretationsaufgaben nutzbar gemacht werden kann, konkretisiert abschließend eine mustergültige Interpretation zu Sat. 32,1-33,3 (S. 246-252). Sie rekurriert ausführlich etwa auf die Charakterisierung des protzig-geschmacklosen Neureichen Trimalchio (S. 243) anhand seines ostentativen Schmucks (S. 250 f.) oder auf vulgärlateinische Anklänge (S. 246) in seiner derben Ausdrucksweise (S. 251f.); darüber hinaus findet sich der Rückbezug auf die gattungstypische satirische Überzeichnung (S. 72) aus der Perspektive des Ich-Erzählers Enkolpius (S. 250).

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass der Band zurecht den Untertitel „Kompendium XL“ trägt, da er breites Überblickswissen in gut aufbereiteter Form bietet und schließlich dessen Anwendung demonstriert. Dadurch erscheint er geeignet zur Abiturvorbereitung im Fach Latein – darüber hinaus kann er aber auch wertvolle Dienste leisten bei der Vorbereitung auf Interpretationsklausuren im Lateinstudium.

SEBASTIAN LANG

Lobe, M. / Zitzl, Chr. (Hrsgg.) (2023): *Sammlung ratio. Lesebuch Latein. Oberstufe 1 neu*, Bamberg, Buchner Verlag, 217 S., EUR 22,- (ISBN: 978-3-7661-7741-4).

Die beiden Herausgeber des Lesebuches, Michael Lobe und Christian Zitzl, haben unter der Mitarbeit von Christopher Diez und Benjamin Färber den zu besprechenden Band bearbeitet. Sie haben den aktuellen Lehrplan PLUS der bayerischen Staatsregierung konsequent umgesetzt. Für die drei Lernbereiche der Jahrgangsstufe 11 sind Themen und Autoren vorgegeben. Dazu werde ich einige Details liefern, damit vor allem die inhaltlichen Schwerpunkte deutlich werden. Für die Lateinlehrerinnen und -lehrer ist es von großer Bedeutung, dass sie über entsprechende Text- und Lektüreausgaben verfügen, die den Vorgaben entsprechen. Der Buchner-Verlag hat nun einen Band für die Oberstufe 1 publiziert, der in der Jahrgangsstufe 11 eingesetzt werden kann. Für die beiden folgenden Jahrgangsstufen (12 und 13) wird es jeweils einen weiteren Band geben. Der Verlag hat auch digitales Lehrermaterial bereitgestellt (click & teach, Einzellizenz, Bestellnr. 775101, EUR 30,- oder auch eine Kollegiumslizenz, Bestellnr. 775108, EUR 130,- und weitere Lizenzformen). Die angebotenen Materialien sind in allen 16 Bundesländern einsetzbar.

Über eine Lektüreauswahl lässt sich bekanntlich stets diskutieren, aber blickt man auf die Themen, Texte und Kernstellen, so kann man aus fachlicher Perspektive diese Auswahl begrüßen. Dabei steht die klassische *Latinitas* (erstes Jahrhundert v. Chr. und erstes Jahrhundert n. Chr.) eindeutig im Vordergrund; es wurden aber auch Texte aus späteren Epochen (Isidor von Sevilla, 140/141; Laktanz, 152-153; Erasmus, 156/157, 160/161, 162/163) berücksichtigt.

Im Vorwort werden die vier Themenbereiche des Lesebuchs kurz vorgestellt und wichtige Informationen zur Benutzung der Ausgabe genannt (3). Der erste Teil besteht aus zwei Kapiteln: *Politik in Krisenzeiten. Sallust und Cicero* (8-53). Hier haben die Lehrkräfte und Schülerinnen und Schüler die Möglichkeit, zwei unterschiedliche Schwerpunkte zu wählen (A: Sallust, *Catilina*, B: Cicero, *Orationes Philippicae*). Über jeder Abschnittsüberschrift findet sich entweder die Markierung A oder B (oder auch A und B), so dass klar wird, welcher Schwerpunkt im Vordergrund steht.

Zunächst steht der Geschichtsschreiber Sallust im Fokus. Er wird als „ein Analytiker der Krise Roms“ vorgestellt (8-47). Damit die Lernenden die zu lesenden und zu übersetzenden Texte besser einordnen können, bieten die Autoren mehrere Hilfen an. Einerseits finden sich auf den Seiten 6-9 Informationstexte zum Thema: *Politik in Krisenzeiten*, unter anderem zu den Krisenjahren 63 v. Chr. und 43 v. Chr.; Ereignisse in weiteren Jahren werden in gebotener Kürze auf einem Zeitstrahl dargestellt. Darüber hinaus gibt es kurze Texte zu Leben und Werk Sallusts, zur Gattung Monographie und zu Stileigentümlichkeiten des Sallust (8/9). Andererseits werden die Lernenden auf jeden Textabschnitt gut vorbereitet, einmal durch eine kurze Einleitung, zum anderen durch sachgerechte Aufgaben, die die Bearbeitung der einzelnen Texte erleichtern sollen. Neben dem lateinischen Text bietet ein Ad-lineam-Kommentar Unterstützung zum Verständnis des Textes. Die Schülerinnen und Schüler können über einen Webcode zur digitalen Version des Textabschnittes gelangen, wo Hilfestellungen zur „Satzanalyse, Markierungen zur Grammatik des jeweiligen Kapitels und eine Schritt-für-Schritt-Übersetzung“ die Arbeit der

Lernenden einfacher gestalten. Verschiedene Aufgabentypen, auch solche, die einen binnendifferenzierten Unterricht ermöglichen, tragen dazu bei, den Lernenden die Möglichkeit zu geben, tiefer in den Inhalt und die Konstitution des Textes einzudringen. Bildmaterialien und kurze deutsche Texte dienen dazu, sich Kenntnisse anzueignen, die über den Text hinausgehen. So sind zum Beispiel auf Seite 11 eine Porträtbüste Catos des Älteren (Palazzo Torlonia, Rom) sowie ein Text über seinen Einfluss auf Sallust abgedruckt. In ähnlicher Weise sind die weiteren Unterkapitel aufgebaut. Die Autoren haben sich dazu entschieden, einzelne Abschnitte aus der *Coniuratio Catilinae* auszuwählen, und zwar dem Originaltext folgend, beginnend mit Abschnitten aus dem Proömium. Hier führe ich die Textstellen an, damit die Leserinnen und Leser sich selbst ein Bild machen können: Cat. 3, 1-5; 4, 1-5; 5,1-8; 5,9; 10, 1-6; 12, 1-5; 14, 1-7; 20, 2-9; 20, 10-13; 20, 14-17; 29, 1-3; 31,1-3; 31, 4-9; 51, 1-4, 42-43 (Cäsars Rede); 52,24-29. 36 (Catos Rede); 54, 1-6 (Vergleich der beiden Reden); 61, 1-9 (Das blutige Ende: Ein Sieg ohne Sieger). Daran schließen sich ausgewählte Textabschnitte aus den Philippischen Reden an, die ich hier nicht alle einzeln angeben möchte (S. 54-87). Da der Lehrplan PLUS in Bayern neben dem ersten Lernbereich (Texte und ihr kultureller Kontext) zwei weitere Lernbereiche aufweist (Sprachliche Basis und Methodik), bieten die Bearbeiter auf bestimmten Seiten zum Beispiel Hinweise auf die Benutzung des Wörterbuchs (14), Tipps dazu, wie man in der Grammatik den jeweiligen Stoff am besten findet (15), Ratschläge zum kursorischen Lesen (34/35) und zur Analyse von Satzstrukturen (56/57), Grundwissen zu wichtigen Stilmitteln und deren Funktion (66/67) sowie grundlegende

Informationen zu Theorie und Praxis der Rhetorik (88/89).

Im dritten Kapitel: *Mythos – Verwandlung und Spiel* (90-129) liegt das Hauptaugenmerk auf Erzählungen aus den Metamorphosen des Ovid. In Variation zum Vorgehen im Kapitel über Sallust beginnen die Autoren die Behandlung der Textreihe mit dem Ende der Metamorphosen (Met. 15,871-879), um dann an den Anfang zurückzukehren und das Proömium vorzustellen. Mit Hinweis auf die Vorgehensweise eines Autors, der das Vorwort in der Regel erst nach Fertigstellung des gesamten Opus verfasst, erlauben sich die Autoren, zunächst das Nachwort, dann erst das Proömium zu präsentieren (94). Vier Seiten (90-93) vermitteln elementare Kenntnisse über den Begriff Mythos, über die Gattung Epos, zu den Metamorphosen sowie zu Ovid und Augustus. Dann folgen ausgewählte Abschnitte aus den Verwandlungssagen: das Goldene Zeitalter (Met. 1, 89-112), Daphne und Apoll (Met. 1, 504-524), Narziss und Echo (Met. 3, 380-401), Pyramus und Thisbe (Met. 4, 142-161), Medea (Met. 7, 14-29), Dädalus und Ikarus (Met. 8, 220-235, dazu kommt noch der Vergleichstext (zweisprachig) aus der *Ars amatoria*, 2, 21-38), Philemon und Baukis (Met. 8, 679-719, zweisprachig), Deinareia und Herkules (Met. 9, 141-158), Orpheus und Eurydike (Met. 10, 23-39), Pygmalion (Met. 10, 252-266), Midas (Met. 11, 109-135), Pythagoras (Met. 15, 165-175) und zum Schluss die Apotheose des Augustus (Met. 15, 816-842). Manche Textabschnitte, die recht lang wären, werden mit Auslassungen präsentiert.

Durch Zusatztexte können die Schülerinnen und Schüler ihren Blick auf die Metamorphosen erweitern, etwa durch einen Abschnitt aus dem Tatenbericht des Augustus (S. 129), durch Passagen aus den Tristien und der Schrift *Ex Ponto*

(130-131). Begrüßenswert ist die Entscheidung der Autoren, moderne Stellungnahmen bekannter Autoren abzudrucken, etwa von U. Schmitzer (Ovid, Hildesheim 2001, 52 (hier S. 111)) oder von J. v. Düffel (Der brennende See, Köln 2020, 240) zum Thema Klimawandel (127). Selbstverständlich werden die Schülerinnen und Schüler mit der Analyse lateinischer Verse vertraut gemacht (98/99); es fehlen weder interessante Rezeptionsdokumente aus verschiedenen Epochen noch Anleitungen zum Interpretieren von Texten (116/117) noch Hinweise auf Wortbildungsregeln (104/105). Erfreulich ist, dass die Autoren bei der Wahl der Bilder nicht nur auf vergangene Epochen zurückgegriffen haben, sondern auch auf aktuelle Dokumente der Gegenwart (etwa Ikarus aus dem Jahr 1975, S. 113 oder Orpheus and Eurydice 2012, S. 121 oder auch ein humanoider Roboter, erstmals präsentiert in Nürnberg 2022, S. 123).

Die Lektüre der Ovidtexte dient auch dazu, eine thematische Basis zur Durchführung eines Projekttages zu haben. Wie ein solcher Tag gestaltet und organisiert werden kann, wird in übersichtlicher Form erläutert (132/133).

Ich möchte noch einen kurzen Blick auf das vierte Kapitel werfen: *Denken – ein Schlüssel zur Welt. Von den Vorsokratikern bis Sokrates: Wie alles begann* (134-181). Deutsche Texte zu den Vorsokratikern und zum Leben des Sokrates sowie zu den anderen Philosophen wie Platon, Aristoteles, den Kynikern, Epikureern und Stoikern bereiten die Lektüre der ausgewählten Textabschnitte vor. Eine Auswahl aus Ciceros und Senecas Schriften führt zu essentiellen Fragen der Vorsokratiker, zur Reaktion christlicher Autoren auf die Position „heidnischer“ Philosophen, ja zu Fragen der Philosophie insgesamt. Schülerinnen und Schüler, die diese Texte intensiv durchgearbeitet haben, verfügen

über eine ausgezeichnete Grundlage, sich mit weiteren philosophischen Texten der europäischen Kulturgeschichte zu befassen.

Der Lernwortschatz ist so gestaltet, dass er auf die einzelnen Abschnitte Bezug nimmt. Hier ist es sinnvoll, auf Lexeme moderner Fremdsprachen hinzuweisen, weil die Schülerinnen und Schüler bereits in der Oberstufe sind und gegebenenfalls mehrere Sprachen gelernt haben. Hilfreich sind das gut konzipierte Eigennamenverzeichnis (204-209), wiederum gegliedert nach den einzelnen Kapiteln, und die knappen, aber entscheidenden Hinweise auf benutzte Textausgaben und weiterführende Literatur (210-211). Ein Sachregister (212-215), ein Verzeichnis der Abkürzungen und der Bildnachweis beschließen den Band. Im Einband am Anfang des Opus sind Autoren und Werke angegeben, die den Schülerinnen und Schülern im Lesebuch begegnen, der Einband am Ende des Buches informiert über die Operatoren. Hier werden die Aufgabenstellungen näher erläutert (Beispiel, Auswerten: formale und inhaltliche Gesichtspunkte von Texten erfassen und deuten).

Erwähnen muss ich eigentlich nicht das Faktum, dass neu verwendete Begriffe sprachadäquat erläutert werden. Die deutschen Texte sind sprachsensibel verfasst, die Aufgaben sind klar und gut verständlich formuliert. Inzwischen ist das passende Trainingsheft zum Lesebuch erschienen, das der Vertiefung der behandelten Lerngegenstände dient und Musterprüfungsaufgaben enthält (Lobe, M./ Zitzl, Chr. (Hrsgg.), Lesebuch Latein – Training Oberstufe 1 neu, Bamberg, Buchner Verlag, 56 + 24 S., EUR 12,20 (ISBN 978-3-7661-7791-9)). Die Konzeption des Buches ist überzeugend. Themen und Texte sind in gut nachvollziehbarer Art und Weise aufbereitet. Binnendif-

ferenzierter Unterricht wird ermöglicht, es wird auch eine Anleitung zum selbstständigen Arbeiten angeboten, etwa durch Rechercheaufgaben. Das Lesebuch ist uneingeschränkt für die Verwendung in der Lektürephase der Jahrgangsstufe 11 zu empfehlen. Man darf auf ähnliche wohldurchdachte Konzeptionen der beiden Folgebücher gespannt sein.

DIETMAR SCHMITZ

Oswald, R., Bauer-Zetzmann, M., Einfalt, M., Goda, K., Graf, S. (2016): *Artes. Latein-Grundkurs neu. Das kompetenzorientierte Lehrbuch für den Latein-Grundkurs*, Wien: Verlag Hölder-Pichler-Tempsky GmbH, 188 S., EUR 26,17, (ISBN: 978-3-230-04269-9).

Artes wurde für die in Österreich größte Gruppe der Lateinlernenden konzipiert, d. h. für sog. Realgymnasien, an denen die Grammatikphase in der 9./10. Klasse (deutscher Zählung) auf eineinhalb Jahre gebündelt ist, um die themenzentrierte zweieinhalbjährige Lektürephase vorzubereiten. Auch wenn das Wiener Bildungsministerium keine Auskünfte über Verkaufszahlen erteilt, was dank der *Schulbuch-Aktion* sehr einfach wäre, ist davon auszugehen, dass *Artes* keinen Boden gegen Kautzkys und Hisseks „Standardwerk“ *Medias in res* gewinnen konnte. In Südtirol lässt sich anhand der Schulbuchlisten feststellen, dass nach wie vor nur *Medias in res* benutzt wird, außer an einem Gymnasium in Brixen, dessen Lateinlehrer allerdings, wie in Südtirol üblich, nicht Latein studierten.

Medias in res zeichnete sich bei seiner Neueinführung durch eine gelungene Beschränkung auf das Wesentliche aus („Weniger ist mehr!“), übernahm Methoden aus der Didaktik moderner Fremdsprachen, die Progression ist wohl-

durchdacht, der Vokabelzuwachs klug dosiert, Textauswahl und -präsentation sind humorvoll, schülergerecht und auf historisch-mythische Figuren zugeschnitten (Allgemeinbildung), Wichtiges wird geschickt wiederholt, um den Lernaufwand zu minimieren.

Ganz anders dagegen *Artes*. Die Lektüretexte sollen von Anfang an noch viel „originaler“ wirken, die Aufmachung der Lektionen wirkt gelehrt und gedrängt (positivistische Faktenflut) und die Grammatik wird, geradezu dogmatisch, nur induktiv erschlossen (einschließlich einfachster Paradigmen wie der Konjugation *esse* im Präsens Indikativ). Kühn mutet das Unterfangen in jedem Fall an, auch weil mit Ausnahme von Renate Oswald alle *Artes*-Autoren Studenten ohne Unterrichtserfahrung waren, also eine Selbstkorrektur durch Erprobung vor der Veröffentlichung ausgeschlossen war.

Bereits die „Einführung“ (S. 6f) ist Programm. Dicht gedrängt werden Fakten unklarer Herkunft (z. T. fehlerhaft) vorgesetzt. So müssen die Schüler gleich in der ersten Lateinstunde alle romanischen Sprachen (auch kleine Nicht-Amtssprachen wie Asturisch) enzyklopädisch vollständig kennenlernen. Für „Ladinisch in Italien“ gibt *Artes* 100.000 Sprecher an, aktuelle Statistiken weisen aber für alle drei betroffenen Provinzen zusammen nur 40.000 ladinischsprachige Bewohner aus, von denen viele, vermutlich sogar die meisten, im Alltag mehr Deutsch bzw. Italienisch als Ladinisch sprechen (vgl. Wikipedia/„Lingua ladina“: 20.548 + 18.550 für Südtirol bzw. das Trentino [Stand 2011], sowie 2.031 in der Provinz Belluno [lt. Umfrage 2006]). Landkarte (bzw. Legende) und Tabelle passen nicht zusammen, so fehlt in letzterer Frankoprovenzalisch. Was mit „Venetisch“ in „Friaul, Venetien, Istrien“ als einer modernen romanischen Sprache gemeint sein soll, bleibt

ein Rätsel, in der Landkarte fehlt „Venetisch“, das es nur in der Antike und nicht als Tochter des Lateinischen gab. Falsch sind auch die Zahlen für das Spanische: Lt. *Artes* sprächen 330 Millionen Spanisch als Muttersprache bzw. 415 Millionen „inkl. Zweitsprecher/innen“, aber aktuelle Statistiken (vgl. Wikipedia) weisen 440 Millionen Muttersprachler bzw. 572 Millionen samt Zweitsprachlern aus.

Auf romanische Sprachen greift *Artes* immer wieder zurück, ohne damit aber Übersetzungskompetenzen zu vermitteln: Auf S. 97 ist eine Übersicht der Wochentage in fünf romanischen Sprachen plus Englisch abgedruckt (Wikipedia/ „Names of the days of the week“?). Die Schüler müssen die ohnehin in der richtigen Reihenfolge aufgezählten Namen rein mechanisch in eine Tabelle schreiben (ohne die Aussprache zu kennen), bloß um herauszufinden, dass im katalanischen Wort für *Samstag* das lat. Wort für Tag enthalten ist! Auf S. 124 stehen Wörter auf *-ment(o)* aus fünf Sprachen, wobei diese Wortformen ohnedies alle fast identisch sind und keine große Erkenntnis versprechen – was also ist gewonnen, wenn Schüler ohne Denkleistung Wörter wie „Medikament, it./span. *medicamento*, engl. *medicament*“ nebeneinander schreiben und dabei zwei Wörter lernen, die im Italienischen bzw. Englischen gar nicht gebräuchlich sind?

Das fehlende Gespür für Wichtiges wird in der Kulturkunde am augenscheinlichsten. Teilaspekte des Kalenders begegnen zwar in verschiedenen Lektionen, man vermisst aber wichtige Hinweise auf das Fehlen der 7-Tage-Woche, die Zahlwörter in Monatsnamen (Septem-ber usw.), die Monatstage-Berechnung anhand dreier Fixtage, das Fortbestehen des Julianischen Kalenders in der Ostkirche, was aufschlussreich und fächerübergreifend wäre.

Falsch ist übrigens (S. 122), dass erst Caesar den Mond- durch einen Sonnenkalender ersetzt hätte, auch zuvor gab es Einschaltungen, um das Sonnenjahr zu retten (Lunisolar kalender), auch wenn 46 v. Chr. bei Einführung des Julianischen Kalenders bereits wieder 90 Tage fehlten bzw. interkaliert werden mussten.

Die Synchronisation des Mond- mit dem Sonnenkalender geschah zwar nicht so regelmäßig, wie es die Schaltregel in einer Tetraeris vorgesehen hätte (355+377+355+378), doch kann man sicher nicht von einem reinen Mondkalender vor Caesar sprechen, da die Feste eben nicht, wie der Ramadan, durch alle Jahreszeiten wanderten. Es hilft auch wenig, wenn zur Religion (S. 152f) ausgeführt wird, die Römer hätten eine Sonnen-Gott verehrt und mittels Hieros-Gamos-Zeremonien die Fruchtbarkeit zu steigern versucht. Beides ist für Rom bedeutungslos, erhellender wäre eine vertiefende Erklärung der *interpretatio Romana* (samt Hinweis auf ursprünglich nicht-anthropomorphe Vorstellungen und *numina*-Verehrung) und *interpretatio Germanica*, die auf S. 97 nebenbei erwähnt wird.

Mitunter sind Fehler in der Kulturkunde vielleicht sogar gewollt, weil *politically correct*: Frauen hatten nämlich, anders als *Artes* erklärt, seit dem 3. Jhd. v. Chr. kein *prænomen*, d. h. keinen individuellen Namen! *Artes* schwächt aber ab: der „Vorname der Mädchen wurde nur selten benutzt“ (S. 8), habe also existiert, wobei *Artes* verräterischerweise doch nur männliche Vornamen aufzählt! Die Theorie von einer Namenswahl am 8./9. Tag nach der Geburt stammt aus Macrobius, wo es nicht darum geht, Namensbestandteile als vererbt oder gewählt zu erklären, zumal zu dieser Zeit auch Knaben keine *prænomina* mehr erhielten. Macrobius beweist also keinen von den Eltern frei gewähl-

ten Vornamen für Frauen und der Name Lælia, der in Lektion 1 als Vorname benutzt wird, ist ein *nomen gentile*! Auch die El-Fayum-Mumienportraits, die Oswald bereits für ihren Alltag im antiken Rom als Titelseite nutzte, zeigen Griechen oder Ägypter, keine Römer – was also lernen Schüler aus solchen Bildern ohne Verweis auf kunstgeschichtliche Zusammenhänge?

Zurück zur „Einführung“: *Artes* fordert dazu auf, 22 „Wendungen für den Alltag unbedingt“ auswendig zu lernen: „Purgamentum! Du Dreckhaufen“; „Licetne mihi ire ad latrinam?“ – Kompetenzorientierung vermisst man aber auch in den ersten Arbeitsaufträgen (S. 6), die an Beschäftigungstherapie grenzen. Zu gängigen lateinischen Grammatikbegriffen sind deutsche Entsprechungen zu suchen – bloß: Ausdrücke wie „Leideform, Bindewort, Satzgegenstand“ oder später: „2. Mittelwort“ (S. 118) kennen 14-15-Jährige nicht, da im Deutsch- und Fremdsprachenunterricht längst nur noch lateinische Begriffe benutzt werden. „Genetiv“ (S. 29 und passim) ist zudem eine seltene Nebenform!

Überhaupt sind die *Artes*-Autoren mit der Terminologie nicht immer vertraut, statt *Präpositionalgefüge* heißt es „Vorwortblöcke“, *Konjugationsklassen* sind „Verbalklassen“ (S. 16), immer wieder tauchen Hilfsbegriffe aus der Grundschule auf, z. B. „Hauptwort“ (passim). Manches ist schlicht falsch: *Nomen* ist nach heutiger Terminologie Oberbegriff für Substantiv, Adjektiv und Pronomen – in *Artes* wird „Nomen“ aber synonym zu: *Substantiv* „Hauptwort“ verwendet, was heillos veraltet ist. Der Akkusativ heißt unlateinisch: „4. Fall“ (S. 19), der seltene Ausdruck *Gliedsatz* wird falsch als Gegenbegriff zu *Hauptsatz* verstanden, also mit dem geläufigeren Begriff *Nebensatz* verwechselt: „[Der *Relativsatz*!] ist ein Attribut... leitet

einen *Gliedsatz* [!] ein“, S. 59, oder „Begleitheft für Lehrer/innen“, S. 60. Relativsätze sind aber eben keine *Gliedsätze*! Langatmige Erklärungen wie: „An den Stamm schließt sich die Endung an, die Aussagen über Person und Zahl zulässt“ (S. 17) wären nicht nötig, wenn man für Stamm/Endung ein konkretes Beispiel mit Visualisierung anführte. Befremdlich ist auch der Ausdruck „Stützpartizip“ (S. 103), den die *Artes*-Autoren als bekannt voraussetzen.

Und schließlich werden in der „Einführung“ die an sich einfachen Aussprache-Regeln (laut *Artes*: „Richtlinien“!) umständlich und falsch erklärt (S. 7): Der Buchstabe *c* werde wie *k* gesprochen, also wie in der klassischen Zeit, doch als Beispiel führt *Artes* ausgerechnet: „Käsar“ an, mit vulgärlat. Aussprache des *ae* als Monophthong „ä“, die laut *Artes* erst im „Mittelalter“ (das von 500 bis 1500 reicht!) üblich gewesen sein soll. Die *Artes*-Aussprache „Käsar“ hätte es also lt. *Artes* nie geben dürfen! Für Schüler unverständlich ist z. B. die Ausdrucksweise, dass: „*c* wie *k*“ gesprochen werde, aber „oft auch „*c*“ vor den hellen Vokalen oder auch „*z*“ (wie es im Mittelalter gesprochen wurde)“, somit hätte es also gleich drei Aussprachen (*c* als *c*, *k* und *z*?) gegeben, alles ohne Hinweis auf Diachronie und Erklärung des angeblichen Unterschiedes zwischen der späteren Aussprache *c* und *z*. Dass „*ti* ohne den Zischlaut“ gesprochen worden wäre, ist falsch: erstens wurde *ti* (nachklassisch) vor Vokal als *Affrikata* gesprochen, zweitens betraf das nur die Stellung vor Vokal (nicht *ti* in allen Positionen, z. B. *-tis*) und drittens wurde *t* nicht erst im Mittelalter affriziert, wie *Artes* annimmt, sondern im 2. Jhd. Auch die Bemerkung, dass „ab dem Mittelalter *auch* [!?] *na-zi-o* üblich“ wurde, ist seltsam: konnte man frei wählen? Auf welcher Silbe einsilbige Wörter betont

werden, müsste nicht erklärt werden bzw. ist die Feststellung, dass diese „immer betont werden“, vermutlich falsch, da für Satzmelodie und Satzrhythmus (Suprasegmentalia) andere Regeln gelten als für isolierte Wörter. Auch dass zweisilbige Wörter immer auf der ersten Silbe betont werden, ist unwahrscheinlich (*ad+huc!*). Dass die vorletzte Silbe betont wird, wenn sie lang ist, stimmt zwar, doch dass sich deren Quantität „fast automatisch“ ergäbe, ist falsch – auf Länge-Regeln geht *Artes* auch nicht ein.

Dem hehren Ziel, möglichst originalnahe Texte zu bieten, wird das Ziel der klaren Grammatikpräsentation und Progression untergeordnet.

Gleich in Lektion 1 begegnen Grammatikerscheinungen, die aus Sicht der Übersetzungskompetenz irrelevant sind: Vokativ/Lokativ. Grammatik-Kapitel werden des Öfteren in Vokabellisten ausgelagert, z. B. S. 21: *putare* bedeutet „glauben“, aber: „(+ doppelter Akkusativ) halten für“. Woher aber soll ein Anfänger den Begriff *doppelter Akkusativ* kennen? Verwirrend ist auch, dass ab Lektion 1 alle Stammformen unerklärt angeführt werden. Im Zusatz-Text zu Lektion 2 werden ohne Grund Deponentien eingebaut, die vor dem Hintergrund der soeben erlernten Aktiv-Konjugation nur Verwirrung stiften. Übungen wirken oft zweckfrei, so sind auf S. 19 Possessiv- und Personalpronomina in einem deutschen Text zu unterstreichen. Offenbar gehörte diese Übung ursprünglich zu Lektion 3, wo zeitaufwändig das Paradigma der Personalpronomina samt deutscher Übersetzung erschlossen werden soll (S. 23), doch zuvor müssen sich die Schüler durch einen inhaltslosen Brief quälen („in umbra dormis, ancillæ te adiuvant, ...“), der nur mithilfe von 13 Zusatzvokabeln in Randnotizen und unbekannter Grammatik zu bewältigen ist (Präpositionen mit dem unbekanntem Abl. usw.).

Die Vokabel-Arbeit wird durch die Priorisierung der Originalnähe der Texte ad absurdum geführt. Manche Lektionstexte enthalten überwiegend sinnloses Spezialvokabular ohne Kompetenzorientierung. Für die 5. Klasse (1. Lernjahr) schreibe der Lehrplan *Gegenwartsrelevanz* vor: „Einblick gewinnen in die antike Kultur und ihr Fortwirken bis in die Gegenwart“. Lektion 2 ist jedoch nur mittels einer Unzahl architektonischer *termini technici* zu bewältigen, die auch den *Artes*-Autoren unheimlich wurde, sodass sie diese auf 16 Rand- und zwei Fußnoten, einen langatmigen kulturkundlichen Aufsatz, eine beschriftete Skizze sowie den eigentlichen Vokabelteil auf der folgenden Seite (S. 14f) aufteilten, aber widersprüchlich übersetzten: *taberna* wird in der Randnote: „Laden, Wirtshaus“ übersetzt, im Kulturkunde-Aufsatz: „Werkstätte“ (S. 14). Das *vestibulum* ist in der Skizze falsch, d. h. im Hausinneren, hinter der Eingangstüre, eingezeichnet, *fauces* und *vestibulum* sind vertauscht – das *vestibulum* gehört hinaus an die Straße. Die Legende zum Peristylhaus enthält Fachvokabular, das in der Skizze nicht vorkommt (*culina*), umgekehrt werden *posticum* und *cellæ* der Skizze nirgends erläutert. Dass Atriumhäuser stets mit Fließwasser und Fußboden-/Wandheizungen ausgestattet gewesen wären, darf bezweifelt werden, allein schon, weil nicht viele Häuser erhalten sind. Die *Artes*-Autoren verallgemeinern Zustände, die Plinius über sein Luxus-Landgut Laurens berichtet. Wenn aber alle Häuser Fußbodenheizung gehabt hätten, wieso sollte sich Plinius seiner *hypocausta* rühmen? Fließwasser gab es übrigens nicht einmal in besagtem Laurens!

Die von den Schülern zu leistende „Übersetzung“ besteht somit aus einem Suchspiel mit Wörtern, die auf Fußnoten, Randnotizen, Begleittexte usw. verstreut sind, wobei auch

Grammatik in Vokabellisten ausgelagert wird, etwa der Ablativ „in tablino“. Von den 117 Wörtern des Lektüretextes entfallen elf auf erfundene Eigennamen, 16 auf belanglose Randnotizen, 16 auf Belehrungen im kulturkundlichen Text und zehn auf die Legende zur Haus-Skizze, nur 31 stehen im „Vocabularium“ (S. 15), das offenbar den (viel zu großen) Lernwortschatz darstellen soll, der künstlich aufgebläht wird: Aus Lektion 1 wäre den Schülern *sæpe* vertraut, mit dem man in Lektion 2 *plerumque* (Plinius IX, 36: *evigilo plerumque...*) ersetzen könnte, um die Vokabelzahl zu verkleinern und den Lerneffekt durch Wiederholung zu steigern (S. 18).

Es dient auch keiner Kompetenz, wenn Anfänger in der dritten Latein-Woche Wörter wie *compluvium*, *peristylum* und Ortsnamen wie *Forum Holitorium* lernen, wobei *termini technici* mitunter sogar in der Fachwelt unklar sind. *Xystus* (S. 18) wird z. B. falsch als „bedeckter Säulengang“ erklärt, bei den Römern aber war er eine „freie Terrasse mit Blumenbeeten“ (Dr. Menges Großwörterbuch), auch aus Plinius II, 17 ergibt sich, dass der *xystus* stets vor dem Säulengang lag, also eine unbedachte Terrasse ist (*ante cryptoporticum xystus violis odoratus*) – mit Sicherheit kann er kein „bedeckter Säulengang“ sein, dann wäre er mit der *cryptoporticus* identisch, die *Artes* als „Wandelhalle“ übersetzt (S. 18). Auch in IX,36 beschreibt Plinius einen Gegensatz: *in xystum me vel cryptoporticum confero*, also muss der *xystus* offen sein. Was kulturkundlich interessant wäre, übergeht *Artes*, etwa dass Römer liegend essen, was einer Erwähnung beim *triclinium* wert wäre. Zeitangaben werden nicht erklärt, „hora prima“ nur wörtlich übersetzt.

Auch nach Lektion 2 haben Schüler also nur wenig erfahren, was sie der Kern-, d. h. der Übersetzungskompetenz, näherbrächte.

Die *induktive* Grammatik wirkt gekünstelt und ineffizient, in jedem Fall fehlen klar strukturierte, übersichtliche Tabellen und Graphiken für effizientes Memorieren. Statt den Schülern die drei langvokalischen Konjugationen in einer Tabelle kurz und einprägsam darzubieten, müssen die Paradigmen erst in einer unansehnlichen Tabelle erschlossen werden (S. 17) – freilich mit Anregungen und Erklärungen, die auch Sprachwissenschaftler überfordern! Dass in der 1. P. Sg. nicht ***voco* steht, wie Schüler „erschließen“ müssten, soll Fußnote 1 erklären: „Das -a- wird in diesem Fall [?!] von der Endung verschluckt“, also versagte gleich bei der ersten Form die *induktive* Methode, da in Fußnoten erst recht Regeln nachgereicht werden. Die anschließende Frage: „Kannst du dir einen Grund dafür denken?“ ist verstörend, wie sollte ein Anfänger nach wenigen Wochen Lateinunterricht erklären, was selbst der Vergleichenden Sprachwissenschaft schwerfällt? Auch in der 3. P. Pl. der i-Konjugation versagt die *Artes*-Methodik, denn wieso in dieser langvokalischen Konjugation der Bindevokal der (den Schülern unbekannt) Konsonantenstämme steht, kann kein Schüler *induktiv* erschließen, auch die „Ente-Regel“ („Für die wichtigste Endungsreihe des Lateinischen gibt es eine einfache Merkregel: Nach O-S-Ten MUSs TISe eNTe.“) erschwert das Memorieren unnötig. Wo in der 3. Pl. ein Bindevokal eingeschoben werden muss, soll übrigens den Schülern eine kryptische Fußnote angeben: „>LV“, die, wie man nach langem Herumblättern und erfolglosem Schmökern im Abkürzungsverzeichnis erkennt, von Lektion 2 auf Lektion 5 verweist.

Wenn aber die *induktive* Methode gegen das Gebot der Effizienz verstößt und nur durch verstreute *deduktive* Grammatik-Angaben gemeistert werden kann, darf sie nicht Dogma sein!

In Lektion 4 werden gleichzeitig alle drei Hauptablative (*temporis/loci, instrumenti, separationis*) eingeführt, allerdings ohne diese altbewährten Bezeichnungen, stattdessen heißen sie: „Mit-, Von-, In- und Durchfall“ (S. 28)! Der *ablativus qualitatis* wird aber später doch mit diesem traditionellen Namen eingeführt! Im Lektionstext begegnen seltene Ausnahmen wie „loco publico“ ohne Präposition, kurz darauf steht: „in hortis“ mit Präposition – ohne Erklärung! Was hingegen im Grammatikteil breitgetreten wird, dürften auch Lehrer nicht auf Anhub verstehen: „Der Ablativ kann als Umstandsergänzung mit oder ohne Präposition (Vorwort) und als Präpositionalobjekt (Vorwortergänzung) auftreten, nur ganz selten ist er ein Objekt.“ Im kompetenzorientierten, auf Übersetzung ausgerichteten Unterricht sollte es einerlei sein, ob ein Ablativ *Umstandsergänzung* oder *Präpositionalobjekt* ist, auch der mitgelieferte Beispielsatz rechtfertigt die metasprachliche Unterscheidung nicht: „Dominus in horto (*Umstandsergänzung*) narrat de amica sua (*Präpositionalobjekt*).“ Wie einfach wäre es, beides als *Präpositionalausdruck* zusammenzufassen? Auf S. 29 werden übrigens die Präpositionalobjekte als: „Ergänzung [!] zu einem Prädikat“ bezeichnet, um die Verwirrung vollkommen zu machen. Ungeschickt ist, dass in derselben Lektion auch gleich der „Genetiv“ (veraltete Nebenform!) umständlich erläutert wird. Da alle Beispiele exakt dem Deutschen entsprechen, ist hier keine *kontrastive* Erklärung nötig (mit falschem Wortgebrauch „Nomen“). In der Satzmodell-Graphik werden die Kategorien *Wortart* und *Satzglied* verwechselt: „Adverbia“ sind *Wortart*, nicht *Satzglied*! Die auf S. 28 eingeführte Unterscheidung von Umstandsergänzung und Präpositionalobjekt wurde schon wieder ad acta gelegt, stattdessen steht jetzt das

Unwort: „Vorwortblock“. Kurzum: Viel Verwirrung bei wenig Erklärungswert. Immer wieder sind (unnötige) Faustregeln auch falsch. Auf S. 28 heißt es etwa, dass „für die Übersetzung der Ablative immer Präpositionen benötigt werden“, bloß: *nocte* heißt „nachts“ ohne Präposition.

Der Verzicht auf klare, übersichtliche (deduktive) Grammatikdarstellungen mit Visualisierungen zieht sich bis zum Schluss durch und erschwert das Verständnis erheblich. Anhand eines „rassistischen“, ohnehin frei erfundenen Textes aus Blefkens *Islandia* (1607) sollen die Schüler die Konjunktiv-Regeln für Konditionalsätze erschließen, wobei die Adaption des Textes grundsätzliche Fragen aufwirft: Welchen Sinn hat es, *neulateinische* Texte im Unterricht zu lesen, wenn alles, was nicht zur *klassischen* Grammatik passt, beseitigt wird (S. 170: *postquam exploraverint* wird zu „quaesiverunt“; Abl. *maiori* zu „maiore“, *si facta fuerit* zu „facta sit“ usw.)? Für Schüler störender ist freilich die Grammatik-Darbietung: In „*Si quae virgo*“ steckt das Indefinitpronomen, genau diese Verwendung kennen die Schüler aber dank der fehlenden Progression nicht: laut Vokabelübersicht (S. 186) kam *qui/quae/quod* nur als Interrogativ-/Relativpronomen vor. Das Indefinitpronomen *aliqui* wurde zwar in Lektion 22 erwähnt, aber nur in der Vokabelliste ohne *ali-*lose Formen. Auch in der Grammatik-Übersicht S. 4f wird das Indefinitpronomen nirgends erwähnt. Wie aber sollen Schüler den Satz mit „*si quae*“ dann übersetzen? Die drei Konditionalsatzarten, die man konventionell, *deduktiv*, mit einer Tabelle übersichtlich präsentieren könnte, werden umständlich umschrieben, nachdem die Schüler anhand der aus dem Blefken-Text entnommenen Beispielsätze erraten mussten, welche Bedeutung diese haben. Die Konditionalsatz-Typen *Potentialis* und *Irrealis*

werden obendrein in der blauen „Zusammenfassung“ (S. 173) mit dem Optativ zusammengeworfen, der aber anderen Tempus-Regeln folgt! Der Satztyp: „utinam + Konj. Präsens = Perfekt“ (mit dieser falschen Gleichsetzung) wird nicht als Optativ, sondern als „Potentialis“ bezeichnet, obwohl nur bei letzterem kein Unterschied zwischen Perfekt und Präsens bestünde (vgl. RHH §§ 215 und 216) – offenbar verloren die *Artes*-Autoren wieder einmal selbst den Überblick! Der Potentialis mit Imperfekt fehlt. Auch die umständlichen Erklärungen, wann die Apodosis im Dt. ein „wohl/vielleicht“ enthält, ist sprachlich unbegründet und hilft Schülern nicht, denn warum soll im Irrealis kein „würde“ stehen, à la: *Wenn ich Millionär wäre, würde ich wohl nicht mehr arbeiten.*

Mitunter stellt sich aber nicht nur die Frage, ob die *Artes*-Autoren lateinische Grammatik schülergerecht *vermitteln*, sondern ob sie diese selbst *beherrschen*.

Auf S. 8 werden im Lektüretext Appositionen vorangestellt (z.B. „Et amicus Sextus puer Romanus est“, S. 8). „[Davus] domino inquit“ ist Küchenlatein, das eingeschobene *verbum defectivum* steht üblicherweise nicht mit Objekt. Die Besitz-Konstruktion mit *habere*, die ab Lektion 1 exzessiv eingeübt wird, klingt unlateinisch („Roma multa fora habet“, S. 8), die Sprechblase auf S. 160 („Nescio nomen eius puellae pulchrae“) ist grammatisch falsch, denn *is/ea/id* ist „demonstrationslos“ und zu einem *Anaphorikum* herabgesunken. Ohne Kontext, also ohne Relativsatz oder vorher bzw. nachher genanntem Bezug steht kein *eius*! Sogar den Vornamen Gaius schreibt *Artes* falsch, nämlich mit der nur in der Abkürzung überlebenden C-Schreibung: „Caius“ S. 18, 114, passim. Aus *Quinctius* wird ein unmöglicher „Quintius“ (Begleitheft für Lehrer/Innen S. 90).

Dass es den Autoren an der nötigen Sprachkompetenz gebricht und dies zu unübersetzbaren Formulierungen führt, soll folgende Textadaption belegen. Aus: *cogito ad verbum scribenti emendantiquer similis* (Plinius IX, 36; H. Kasten / Sammlung Tusculum: „Ich überdenke es. Als ob ich es Wort für Wort niederschreibe und verbesserte.“) machte *Artes*: „ad verba cogito“ (S. 18), wobei also genau jene Verben, von denen *ad verba* abhängt, beseitigt wurden! Das übrig gebliebene *cogitare* passt aber nicht mehr zu *ad verba*, denn es hieß ja „mit Bedacht *auf die Wortwahl hin* (= *auf die Worte hin*) schreibend und verbessernd“, nicht aber „an Worte denkend“. Sogar geläufige Übersetzungen berühmter Sprüche zerstört *Artes*: Aus dem weltberühmten *Hannibal ad portas* wird höchst ungeschickt: „Hannibal [kommt] zu den Toren“ (S. 87), was nie und nimmer ein panischer Ausruf, sondern nur eine gelangweilte Feststellung wäre – alle Welt übersetzt: *Hannibal vor den Toren / an den Toren!*

Auch das *Begleitheft für Lehrer/Innen* weckt Zweifel am philologischen Handwerkszeug der damals noch jungen Autoren, allerdings bezüglich ihrer Deutsch-Kenntnisse: S. 84 etwa heißt es in einem Curtius-Rufus-Text: „Der Palast war aus Holz: deshalb brannte er *als Ganzer* lichterloh“ – bloß: als Apposition benutzt man die Substantivierung *als Ganzes* stets im Neutrum; „als ganzer“ wäre möglich, wengleich stilistisch ungeschickt, dann aber klein geschrieben! Ein Lager wird nicht wie ein Camping-Zelt „aufgestellt“, sondern *aufgeschlagen*. Die „intellektuelle Jugend fühlte sich *durch* die politische Situation abgestoßen“ ist unlogisch, die *Artes*-Autoren meinen vielmehr: *von der politischen Situation* (S. 117) – *durch* wäre als weitere Angabe denkbar, dann aber als

Begründung. Unschön auch: „Zufällig *machte* jemand von Hannibal Erwähnung“ (S. 90): wenn schon hieße es (unnötig veraltet): *Erwähnung tun* + Gen. (und nicht ugs. *von*-Ersatz!) – „Erwähnung machen“ gibt es lt. dwds.de zwar in flippigen *Social-media*-Textbeispielen, aber ohne Genitiv-Objekt.

Nicht nur als umgangssprachlich, sondern als sprachliche Interferenz ist es zu erklären, wenn *Artes* die Tempora ohne Rücksicht auf deutsche Verwendungsregeln blind, 1:1, überträgt: S. 109 wird Perfekt mit Perfekt übersetzt, „*laudatus sum* = ich bin gelobt worden“, obwohl im Schriftdeutschen das Präteritum als Erzählzeit gilt, nicht das im Süddeutschen universelle Perfekt. *Artes* hätte dies übrigens auf S. 46 auch erklärt, aber später wieder vergessen. Auch wie man griechische Namen umschreibt, gehört zum philologischen Rüstzeug, dennoch wird Ingres' Gemälde mit „*Oidipus*“ betitelt (S. 60) – eine Form, die es weder im Deutschen noch im Lateinischen noch im Französischen und auch nicht im Englischen gibt. Die etymologischen Hinweise müssten ebenfalls durchgesehen werden, denn *flere* (< bh-!) kann nicht mit *flennen* zusammenhängen (S. 63), bestenfalls mit *plärren*.

Die Übersetzungen im *Begleitheft* weisen zuweilen auf fehlendes Latein-Verständnis hin: Im genannten Curtius-Rufus-Text (S. 80) übersetzt *Artes* den stark vereinfachten Text ungeschickt: „Alexander aber konnte weder durch *Berechnung* noch durch den *Anblick* die verwickelten Knoten entwirren.“ „Anblick“ ist schon deshalb unmöglich, weil dieses Wort ja nicht das im Text gemeinte Betrachten des Knotens durch einen Beobachter bezeichnet, sondern bloß das *Aussehen* einer Sache. Durch das Aussehen bzw. „den Anblick“, den der Knoten bot, also die Art und Weise, wie er

aussieht, wird sich dieser freilich nicht lösen. Statt „Anblick“ müsste ein *Nomen actionis* stehen: *Betrachten*, *Inspizieren* o. ä., das eine Handlung des Beobachters bzw. Knotenlösers bezeichnet, daher kommt ja auch der medizinische Fachausdruck *Visus* „Sehkraft“. Im Original heißt es: *unde nexus inciperet [...] nec ratione nec visu perspicere posset*. Der Gegensatz von *ratio* und *visus* heißt also nicht: „Berechnung vs. Anblick/Aussehen“. Richtiger wäre: *nicht einmal durch genaues Betrachten / systematisches Begutachten* (als Hendiadyoin), oder wörtlicher: *weder durch Überlegen noch durch Inspizieren* (rational vs. empirisch).

Im Plinius-Brief IV,11 (Lektion 25) heißt es gemäß *Artes*-Adaptierung: „*Missi statim pontifices, ut eam defoderent*.“ *Artes* übersetzt: „[...] um sie zu *vergraben*“. Genau das sollte es aber im Kontext nicht heißen, wenn von der Hinrichtung einer Vestalin gesprochen wird, denn Vestalinnen wurden nicht *ver-*, sondern lebendig *begraben*, wie auch Menges Wörterbuch für *defodere* eigens anführt und wie *Artes* selbst im Vorspann zum Plinius-Brief erklärt. Was ist geschehen? Bei Plinius steht: *qui defodiendam necandamque curarent*, also: die sie [lebendig] begraben und töten ließen; *vergraben* ergäbe hier vor dem *Töten* keinen Sinn, da das *Vergraben* bereits *Töten* miteinschliesse – „*vergraben*“ könnte aus der Sammlung *Tusculum* stammen: „um sie *vergraben* und töten zu lassen“. Der Livius-Text auf S. 110 (*Lucretia* im Text richtig, aber in der Kulturkunde mit *k!*) wird vereinfacht, aber verfälscht: In *Artes* töten *Lucretias* Freunde *Sextus Tarquinius*, das steht aber bei Livius ganz anders: *Sextus* ging nach *Gabii* und wurde dort von unbekanntem Leuten aus alter Feindschaft umgebracht.

Kurzum:

Die Autoren setzten zwar didaktische Konzepte wie: induktive Methode, originalnahe Lektüre usw. um, allerdings recht dogmatisch. Den Preis zahlen die Schüler mit gedrängtem Kleindruck, umständlichen Grammatik-Erschließungsfragen und dem Fehlen klarer, einprägsamer Übersichten. Wo erfahrene Lehrer zu Visualisierungen greifen würden, verliert sich *Artes* in Textwüsten und langatmigen Erklärungen, etwa beim *Participium coniunctum* und dem *Abl. abs.* Graphisch ließen sich beide leicht verständlich erklären und gegenüberstellen, um zu signalisieren, dass das *P.C.* sich an ein Wort „huckepack dranhängt“ und dieses Wort zu seinem Subjekt macht, während der *Abl.abs.* eine Insel mit eigenem Subjekt ist (S. 142). Und für Schüler am unangenehmsten: Eine wohlüberlegte Progression (konzentrische Ausweitung von Grammatik und Vokabular) mit gezielter Wiederholung des Essenziellen fehlt, Thema ist nur, was gerade in originalnahen Texten anfällt, ohne Systematik.

Grammatik wird aber auch auf Fußnoten und Vokabelteile ausgelagert und so lückenhaft vorgetragen, dass Lektionstexte ohne fremde Hilfe nicht übersetzbar sind. Hinweise auf romanische Sprachen wären wichtig und richtig, wenn sie auf Vorwissen aufbauen oder grundlegende Einsichten vermitteln würden. Genau dies vermisst man aber. Auf S. 142 etwa wird auf den Unterschied zwischen (flektierendem) Latein und (isolierenden) romanischen Sprachen verwiesen, aber sachlich falsch und ohne Erklärung dieses Wandels: „Meistens ist der lateinische Akkusativ der Ausgangspunkt für die *Nominative der romanischen Sprachen*“ (S. 142) *Nominative*, oder allgemein: *Kasus*, gibt es aber in romanischen Sprachen nicht, und wie der Verlust des Kasussystems durch

andere Mittel aufgefangen wurde, erklärt *Artes* nicht, dabei wäre es mithilfe des Englischen gut möglich, diesen typologischen Wandel verständlich zu machen: Die alten Nom./Akk.-Formen werden merkmalslos als Subjekt oder Objekt benutzt, sodass nun Wortstellung oder Betonung entscheidend werden; Genitiv und Dativ als syntaktische Kasus werden durch die Präpositionen engl. *of/to* oder it.: *a/di* ersetzt, semantische (adverbielle) Kasus durch verdeutlichende Präpositionen.

Induktive Grammatik als Dogma läuft rasch Gefahr, zur Beschäftigungstherapie zu werden, etwa wenn die nirgends systematisch dargebotenen Formen von *esse* (S. 10) „mithilfe des Lektionstextes“ den französischen, italienischen und spanischen Formen „zugeordnet“ werden müssen – was aber hilft es Latein-Adepten, wenn sie im Lektionstext eine Form suchen, die „il est / lui è / él es“ entspricht – viel Zeitaufwand ohne Lerneffekt!

Am Rande darf angemerkt werden, dass auch der Herkunftsnachweis auf S. 2 für die mitunter zu klein und dunkel (S. 91: Turners *Snowstorm*) abgedruckten Reproduktionen verwirrend oder falsch ist: Auf S. 42 etwa ist ein Festmahl aus Pompei abgebildet, als Quelle wird angeführt: „42/3: Scala Florenz“ – doch was soll „Scala“ bedeuten? Ein Autor namens Benner wird als „Brenner“, ohne Nennung seines geschützten Werkes, angegeben.

Auf S. 152 wird für das „Fresko aus Trier“ (mit Grammatikfehler) auf das „Rheinische Landesmuseum Trier“ verwiesen – selbiges bestätigte jedoch, dass in den letzten zehn Jahren niemand die Rechte für das Bild anforderte! Auf S. 146 ist ein Bild aus der Casa del Centenario abgedruckt. Als Rechteinhaber wird auf „Luciano Pedicini“ verwiesen, einen berühmten Fotografen, der aber ebenfalls auf

Anfrage bestätigte, weder von einer Copyright-Anfrage noch einer Vergabe des Reproduktionsrechtes zu wissen. Möglicherweise stammt die Reproduktion von: <https://www.agefotostock.com/age/en/details-photo/roman-civilization-1st-century-a-d-fourth-style-fresco-depicting-bacchus-and-vesuvius-volcano-from-the-house-of-the-centenary-at-pompei/DAE-99011095> – dann aber wären die Gebühren für den Abdruck sehr hoch.

Zuletzt sei die Frage erlaubt, wie das österreichische Bildungsministerium ein doch

recht „experimentelles“ Lehrbuch ausprobieren konnte, ohne dass den Gutachtern die vielen Fehler aufgefallen wären. Möglicherweise wirkt sich bereits eine Reform der Lehrerbildung aus: Wer in Österreich z. B. Mathematik- oder Lateinlehrer an Gymnasien werden möchte, studiert nicht mehr Mathematik oder Latein plus Didaktik und Pädagogik, sondern umgekehrt: Pädagogik mit ein paar fachspezifischen Lehrveranstaltungen.

MARTIN PUTZ



STARK

und selbstbewusst in eine glückliche Zukunft! Bitte helfen Sie mit, notleidende Kinder und Familien zu unterstützen. Danke!

sos-kinderdoerfer.de

 **SOS
KINDERDÖRFER
WELTWEIT**

2019/1

Die Zeitschrift „Forum Classicum“ setzt das von 1958 bis 1996 in 39 Jahrgängen erschienene „Mitteilungsblatt des Deutschen Altphilologenverbandes“ fort. – Erscheinungsweise viermal jährlich.

Herausgeber: Die Vorsitzende des Deutschen Altphilologenverbandes:

Dr. Katja I. L. Sommer, Helene-Lange-Schule Hannover, Hohe Straße 24, 30449 Hannover,

E-Mail: ksommer@NAVonline.de

Schriftleitung für das Forum Classicum: PD Dr. Jochen Schultheiß, Otto-Friedrich-Universität Bamberg, Institut für Klassische Philologie und Philosophie, An der Universität 5, 96045 Bamberg,

E-Mail: jochen.schultheiss@uni-bamberg.de

Redaktionsassistenten: Lena Hornung, Carina Pfahler und Johanna Scherer (Universität Bamberg)

Die **Redaktion** des Forum Classicum gliedert sich in folgende Arbeitsbereiche:

1. **Berichte und Mitteilungen, Allgemeines:** Dr. Katja I. L. Sommer (s. o.)
2. **Didaktik:**
Dr. Anne Friedrich, Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Seminar für Klassische Altertumswissenschaften, 06099 Halle (Saale), E-Mail: anne.friedrich@altertum.uni-halle.de
OStD Michael Hotz, Wilhelmsgymnasium München, Thierschstr. 46, 80538 München,
E-Mail: michael.hotz@wilhelmsgymnasium.muenchen.musin.de
Dr. Jochen Sauer, Universität Bielefeld, Fakultät für Linguistik und Literaturwissenschaft, 33615 Bielefeld,
E-Mail: jochen.sauer@uni-bielefeld.de
3. **Fachwissenschaft:**
PD. Dr. Jochen Schultheiß (s. o.)
4. **Schulpolitik:**
OStR i.K. Dr. Benedikt Simons, Bilkrather Weg 30, 40489 Düsseldorf, E-Mail: kontakt@benediktsimons.de
5. **Personalia, Varia:**
OStD i. R. Hartmut Loos, Ehrenvorsitzender des DAV, Am Roßsprung 83, 67346 Speyer,
E-Mail: Hartmut.loos.sp@gmail.com
6. **Rezensionen:**
StD i. R. Dr. Dietmar Schmitz, Am Veenteich 26, 46147 Oberhausen, E-Mail: monikaunddietmar@gmx.de
7. **Zeitschriftenschau Fachwissenschaft:**
Dr. Henning Ohst, Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel, Lessingplatz 1, 38304 Wolfenbüttel,
E-Mail: ohst@hab.de
8. **Zeitschriftenschau Fachdidaktik:**
Dr. Roland Granobs, Nordhauser Str. 20, 10589 Berlin, E-Mail: granobs@aol.com
StD i.R. Dr. Josef Rabl, Kühler Weg 6a, 14055 Berlin, E-Mail: Josef.Rabl@t-online.de

C. C. Buchner Verlag, Postfach 1269, 96003 Bamberg.

Layout und Satz: StD Rüdiger Hobohm, Mühlweg 9, 91807 Solnhofen, E-Mail: mail@ruediger-hobohm.de

Anzeigenverwaltung: Dr. Benedikt Simons, Bilkrather Weg 30, 40489 Düsseldorf, E-Mail: kontakt@benediktsimons.de

Herstellung: BÖGL DRUCK GmbH, Spörerauer Straße 2, 84174 Eching/Weixerau, E-Mail: info@boegl-druck.de

Forum Classicum im Internet

Das „Forum Classicum“ und seinen Vorgänger, das „Mitteilungsblatt des Deutschen Altphilologenverbandes“ mit allen veröffentlichten Beiträgen, finden Sie von Heft 1/1994 an auf der Homepage des DAV (www.altphilologenverband.de) unter dem Reiter „Veröffentlichungen“/ „Forum Classicum“ als PDF-Dateien bereitgestellt, sowie auf dem Informations- und Serviceportal der UB Heidelberg und der BSB München (<https://www.propylaeum.de/>) unter dem Reiter „Publizieren“/„Propylaeum-eJournals“ (<https://journals.ub.uni-heidelberg.de/index.php/fc/index>). Ein Inhaltsverzeichnis sämtlicher Hefte seit 1958 wird auf der Homepage der Humboldt-Universität zu Berlin bereitgestellt (<http://www.klassphil.hu-berlin.de/fachgebiete/didaktik/indices/zeitschriften-und-reihen/forum-classicum>).

Autorinnen und Autoren dieses Heftes (siehe Impressum, ferner):

Nora B o s s o n g, *norabossong@yahoo.de*

Prof. Dr. Andreas F r i t s c h, Wundtstr. 46, 14057 Berlin, *classics@zedat.fu-berlin.de*

Dr. Norbert G e r t z, Rohrteichstr. 21, 33602 Bielefeld, *norbert@gertz-bi.de*

Dr. Johannes K i r f e l, Pastoratsweg 29, 40489 Düsseldorf, *johannes.kirfel@t-online.de*

Prof. Dr. Peter K u h l m a n n, Seminar für Klassische Philologie, Georg-August-Universität Göttingen,

peter.kuhlmann@phil.uni-goettingen.de

StR Sebastian L a n g, Gymnasium Höhenkirchen-Siegersbrunn, *sebblang@gmx.de*

Prof. Dr. Katja L e m b k e, Landesmuseum Hannover, *Katja.Lembke@landesmuseum-hannover.de*

Dominicus L u d w i g, Egbert Gymnasium Münsterschwarzach, *dominicus.ludwig@egbert-gymnasium.de*

Prof. Dr. Friedrich M a i e r, Mitterlängstr. 13, 82178 München-Puchheim, *friedrich@maier-puchheim.de*

Pater Klaus M e r t e s SJ, Ignatiushaus Berlin, Witzlebenstraße 30, 14057 Berlin

Mag. Dr. Martin P u t z, *ptzmartin@aol.com*

Prof. Dr. Michael W i s s e m a n n, Bruno-Schmitz-Str. 24, 40595 Düsseldorf, *mwissemde@yahoo.de*

Christoph W u r m, OStR, *chrwurm@aol.com* und *christophwurm.de*

Die mit Namen gekennzeichneten Artikel geben die Meinung des Verfassers, nicht unbedingt die des DAV-Vorstandes wieder. – Bei unverlangt zugesandten Rezensionsexemplaren ist der Herausgeber nicht verpflichtet, Besprechungen zu veröffentlichen, Rücksendungen finden nicht statt.

Zuschriften und Beiträge sind zu richten an: forum-classicum.klassphillat@uni-bamberg.de

Ein **Stylesheet** zur Vereinheitlichung von Zitierweisen und Literaturangaben bei Artikeln, Rezensionen und Beiträgen aller Art finden sie auf der Website des Fachinformationsdienstes Altertumswissenschaften Propylaeum unter <https://journals.ub.uni-heidelberg.de/index.php/fc/index>.

Bitte an die Verfasser von Rezensionen

Besprechungen für das Forum Classicum sollen den Umfang von zwei (bis höchstens drei) DIN-A-4-Seiten nicht überschreiten und Anmerkungen nach Möglichkeit in den Text eingearbeitet werden. Auf Fußnoten ist möglichst zu verzichten. Zur besprochenen Publikation sind genaue Angaben erforderlich: abgekürzter Vor- und vollständiger Nachname des Autors bzw. der Autoren oder Herausgeber (Erscheinungsjahr); Titel des Werks, Erscheinungsort, Verlag, Seitenzahl, Preis, (ISBN-Nummer). Zum Verfasser der Rezension erbitten wir folgende Angaben: Vorname, Name, Titel, Funktion/Dienstbezeichnung, dienstliche und/oder private Postanschrift, Telefonnummer, E-Mail-Adresse. Rezensionen sind an Dr. Dietmar Schmitz zu senden (siehe Impressum).

Bezugsgebühr: Von den Mitgliedern des Deutschen Altphilologenverbandes wird eine Bezugsgebühr nicht erhoben, da diese durch den Mitgliedsbeitrag abgegolten ist. Für sonstige Bezieher beträgt das Jahresabonnement EUR 16,50; Einzelhefte werden zum Preis von EUR 5,20 geliefert. Die angegebenen Preise verstehen sich zuzüglich Porto. Abonnements verlängern sich jeweils um ein Jahr, wenn sie nicht spätestens zum 31.12. gekündigt werden.

DEUTSCHER ALTPHILOLOGENVERBAND

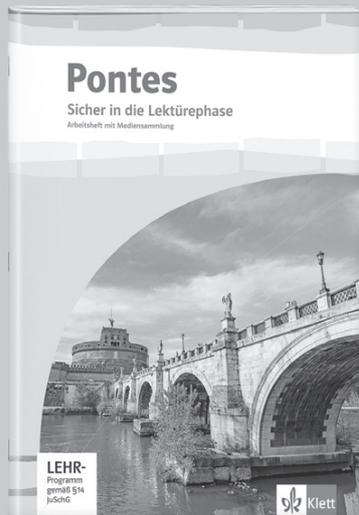
Adressen der Landesvorsitzenden

- 1. Baden-Württemberg**
Dr. Stefan Faller
Seminar für Griechische und Lateinische
Philologie
Albert-Ludwigs-Universität
Platz der Universität
79085 Freiburg
stefan.faller@altphil.uni-freiburg.de
- 2. Bayern**
StD Harald Kloiber
Pfalzgrafenstr. 1e
93128 Regenstauf (Oberpfalz)
Tel.: (0 94 02) 76 52
harald.kloiber@t-online.de
- 3. Berlin und Brandenburg**
Dr. Jan Bernhardt
Canisius-Kolleg
Tiergartenstraße 30-31
10785 Berlin
jan.bernhardt@davbb.de
- 4. Bremen**
Imke Tschöpe
Rackelskamp 12
28777 Bremen
tschoepe@nord-com.net
- 5. Hamburg**
DAV, Landesverband Hamburg
c/o A. Lohmann
Hellkamp 74
20255 Hamburg
hamburg@dav-nord.de
1. Vorsitzende Dr. Anne Uhl
- 6. Hessen**
OStRin Dr. Marion Clausen
Gymnasium Philippinum Marburg
Leopold-Lucas-Straße 18
35037 Marburg
Marion.Clausen@Gmail.com
- 7. Mecklenburg-Vorpommern**
Christoph Roettig
Slüterufer. 15
19053 Schwerin
Tel.: (03 85) 73 45 78
mecklenburg-vorpommern@dav-nord.de
- 8. Niedersachsen**
Michaela Lantieri
Helene-Lange-Schule Hannover
Hohe Straße 24
30449 Hannover
mlantieri@NAVonline.de
- 9. Nordrhein-Westfalen**
Dr. Susanne Aretz
Zu den Kämpfen 12 d
44791 Bochum
Tel. (0170) 28 08 326
aretz@neues-gymnasium-bochum.de
- 10. Rheinland-Pfalz und Saarland**
Hans-Joachim Pütz
Flurstraße 22,
67706 Krickenbach
vorstand@dav-rlp.de
- 11. Sachsen**
Günter Kiefer
Flurweg 1A
02977 Hoyerswerda
gw.kiefer@web.de
- 12. Sachsen-Anhalt**
StR Ivo Gottwald MBA M.A.
c/o Domgymnasium Merseburg,
Domplatz 4
06217 Merseburg
ivo.gottwald@domgym.de
- 13. Schleswig-Holstein**
Prof. Dr. Gregor Bitto
Domschule Schleswig
Königstraße 37
24837 Schleswig
gregor.bitto@iqsh.de
- 14. Thüringen**
Cornelia Eberhardt
Nordhäuser Straße 7
99089 Erfurt
thav-cornelia-eberhardt@web.de

(Stand: Juni 2024)

Der leichte Einstieg in die Originallektüre

Pontes – Sicher in die Lektürephase



Pontes Sicher in die Lektürephase

3. bzw. 4. Lernjahr

Arbeitsheft mit Mediensammlung

ISBN 978-3-12-623303-3

Heft für Lehrende

ISBN 978-3-12-623304-0

Neu

- Modularer Aufbau für maximale Flexibilität
- Schaffbare Texte mit Lebensweltbezug
- Grammatik-Teil zur Einführung bzw. Wiederholung lektürerelevanter Phänomene
- Methoden zum Umgang mit Originaltexten
- Auch anstelle der Transito-Sequenz für einen frühzeitigen Ausstieg aus dem Schulbuch einsetzbar
- In der Mediensammlung: Audios und Erklärvideos

Bestellung und Information:

www.klett.de/pontes 

 **NAVIGIUM**
...macht Latein zum Lieblingsfach

Alle Texte und Vokabeln sind in *Navigium*, der beliebten Lehr- und Lernplattform eingebunden.

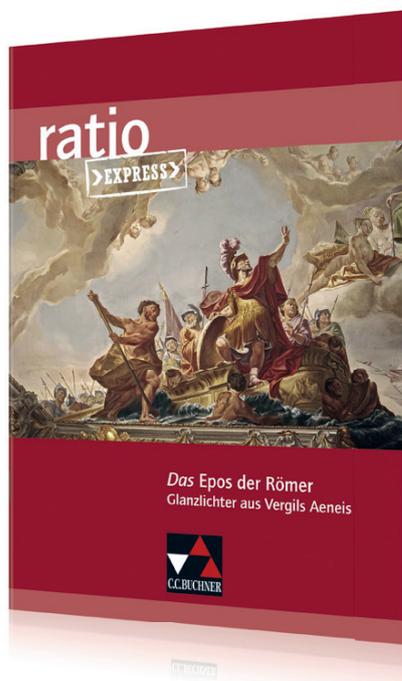
Ernst Klett Verlag,
Postfach 10 26 45, 70022 Stuttgart
www.klett.de

 **Klett**

ratio

EXPRESS

Schwerpunktthema
Baden-Württemberg:
„Vergil: Aeneis“



„Arma virumque cano...“ Die Anfangsverse des vergilischen Epos haben auch nach über 2000 Jahren nicht an Popularität verloren und lassen uns tief in den Gründungsmythos Roms eintauchen. Die Lektüre bietet wichtige Highlights aus Vergils *Aeneis*.

Das Epos der Römer

Glanzlichter aus Vergils Aeneis

ISBN 978-3-661-53076-5,

48 Seiten, € 12,40



C.C. Buchner Verlag GmbH & Co. KG

www.ccbuchner.de | www.facebook.com/ccbuchner